# Kritik

der

# Kantischen Antinomienlehre.

Von

Dr. Franz Erhardt.

Leipzig.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1888.

17. 2. 1975

# Kritik

der

# Kantischen Antinomienlehre.

---

Von

Dr. Franz Erhardt.

Leipzig.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1888.

*Ἀναγκαιότεραι μὲν οὖν πᾶσαι (scl. ἐπιστῆμαι) ταύτης (scl. τῆς πρώτης φιλοσοφίας), ἀμείνων δ' οὐδεμία.*

Aristotel. Metaph. I. 2

Es ist im Allgemeinen ein zutreffender und selbstverständlicher Grundsatz der philosophischen Kritik, die Richtigkeit der Teile eines Systems nicht außer dem Zusammenhange mit dem Ganzen zu prüfen; denn was im einzelnen unklar und zweifelhaft erscheinen mag, erhält, als Glied eines organischen Ganzen betrachtet, oft genug eine die Dunkelheiten vollständig aufhellende Beleuchtung, die jedoch dem einzelnen als solchem notwendig fehlen mußte. Wenn aber ein System so umfassend ist, daß es, allerdings von einem beherrschenden Gesichtspunkte aus, ganze große und selbständige Gebiete der Wissenschaft in sich enthält, dann ist eine Kritik eines solchen Teiles sehr wohl möglich, vorausgesetzt nur, daß man dabei den leitenden Gedanken nicht aus dem Auge verliert, welcher das einzelne zum Ganzen vereinigt. Eine derartige umfassende philosophische Leistung ist Kants Kritik der reinen Vernunft; die große Aufgabe, welche sich dieselbe gestellt hat, konnte nicht gelöst werden ohne die Behandlung einer Reihe von Fragen, welche auch einer selbständigen Erörterung den reichsten Stoff bieten. Derartige in sich selbst ein abgeschlossenes Ganze bildende Teile der Kritik der reinen Vernunft sind nicht nur die drei großen Abschnitte, welche Kant als transscendentale Ästhetik, Analytik und Dialektik[1]) bezeichnet, sondern auch wiederum die Unterabteilungen derselben. Namentlich die in der transscendentalen Dialektik behandelten Gegenstände sind von einander unabhängig; und wie dieselben in getrennten Unter-

[1]) Ich erlaube mir aus sachlichen Gründen die obige Einteilung, trotzdem Kant die Analytik und Dialektik zusammengenommen unter dem Titel der transscendentalen Logik der transscendentalen Ästhetik gegenüberstellt.

suchungen erörtert werden können, so ist auch eine Kritik eines jeden dieser Abschnitte für sich genommen möglich. Einen dieser Abschnitte bildet nun die Antinomienlehre, welche die kosmologischen Probleme zum Gegenstande hat, soweit dieselben die Größe der Welt in Raum und Zeit, die unendliche Teilbarkeit der Materie, das Verhältnis von Naturnotwendigkeit und Freiheit und das von der Zufälligkeit der einzelnen Erscheinungen zu einem unbedingt notwendigen Wesen betreffen. Diese Lehre hat im Laufe der Zeit die verschiedensten Beurteilungen erfahren. Von der einen Seite als ein wichtiges Glied in der Kette der Beweise für den transscendentalen Idealismus angesehen und als solches festgehalten ist sie von der anderen Seite als ein unmögliches Unternehmen verworfen worden. Dazwischen stehen die Ansichten derer, welche den Antinomien gegenüber keinen festen Standpunkt besitzen, sondern die Sache vorläufig dahingestellt sein lassen, bis die Zukunft vielleicht einmal eine befriedigende Lösung bringen wird. Bei dieser noch immer herrschenden Verschiedenheit der Ansichten, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, und angesichts der Thatsache, daß die bisherigen bedeutenderen Kritiken sich immer nur auf einen Theil der Antinomien erstrecken, wird man es begreiflich finden, wenn ich mir in der vorliegenden Abhandlung die Aufgabe gestellt habe, die ganze Lehre von neuem einer Prüfung zu unterwerfen. Wenn ich dabei nur andeutungsweise und vorübergehend auf die bisherigen Beurteilungen eingegangen bin, so ist dies hauptsächlich deshalb geschehen, weil ich den Zusammenhang meiner Gedankenentwicklung durch Hinweise auf beistimmende oder gegnerische Ansichten nicht unterbrechen und außerdem den Umfang meiner Arbeit nicht zu weit ausdehnen wollte; was man in dieser Hinsicht vielleicht vermißt, das, glaube ich, ist doch in meinen Einwürfen gegen Kant bereits mit enthalten; denn wenn dieselben richtig sind, dann sind zu gleicherzeit auch die Versuche mit getroffen, welche durch eine etwas weitläufigere Darstellung der Kantischen Beweise diese selbst aufrecht erhalten wollen; selbständige und bei Kant nicht schon implicite vorhandene Gründe aber, welche

die Antinomien stützen sollten, sind mir nicht bekannt geworden. Andererseits habe ich es unterlassen, durch Anführung von Ansichten, die den meinigen nahe kommen oder auch mit ihnen zusammen treffen, das Gewicht meiner Argumente zu verstärken, weil diese ihre Kraft in sich selbst tragen müssen, wenn sie irgend einen sachlichen Wert besitzen sollen.

Was schließlich den Titel meiner Arbeit anbelangt, so möchte ich nur noch hinzufügen, daß ich allein die in der Kritik der reinen Vernunft aufgestellten Antinomien zu behandeln gedenke, da diejenigen, welche sich in der Kritik der praktischen Vernunft und in der Kritik der Urteilskraft finden, ihren Ursprung nur der Liebe Kants zu der von ihm sogenannten Architektonik der reinen Vernunft verdanken; im übrigen sind dieselben als Antinomien so künstliche Erzeugnisse, daß wohl kaum jemand ihre Widerlegung ernstlich verlangen dürfte.[1])

---

[1]) Damit man mich nicht falsch verstehe, sehe ich mich genötigt, hier eine Anmerkung zu machen, welche ich für das Ganze meiner Arbeit zu berücksichtigen bitte. Wenn ich die Antinomien der Kritik der praktischen Vernunft und der Kritik der Urteilskraft künstliche Erzeugnisse nenne, so will ich, was z. B. die Antinomie der teleologischen Urteilskraft anbelangt, natürlich nicht das Vorhandensein des Gegensatzes zwischen teleologischer und mechanischer Naturbetrachtung damit in Abrede stellen; nur die Form, in welche Kant diesen Gegensatz bringt, ist von vornherein zu verwerfen, Denn daß von den beiden Sätzen: „Alle Erzeugung materieller Dinge ist nach blos mechanischen Gesetzen möglich“ und „Einige Erzeugung derselben ist nach blos mechanischen Gesetzen nicht möglich“ nur der eine richtig sein kann, so lange beide in derselben Beziehung gelten sollen, ist a priori gewiß. Eben deshalb aber nenne ich die Aufstellung des Gegensatzes in dieser Form, der Form einer Antinomie, etwas künstliches. Ähnliches gilt nun auch von den in der Kritik der reinen Vernunft aufgestellten Antinomien. Überall, wo ich in der vorliegenden Arbeit das Vorhandensein derselben leugne, will ich damit nur die Meinung Kants bestreiten, nach welcher man vom dogmatischen Standpunkte aus sowohl Thesis als Antithesis beweisen könne. Dies ist es eigentlich, was Kant als Antinomie bezeichnet, nicht aber der durch die gesammte Geschichte der Philosophie hindurchgehende Gegensatz der beiden Weltanschauungen, welche durch Thesis und Antithesis vertreten werden. Dieser Gegensatz bleibt natürlich nach wie vor bestehen. — Nach dem hier Gesagten also bitte ich alle Äußerungen zu beurteilen, in denen die Antinomien schlechtweg verworfen werden.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen gehe ich sofort zur Kritik der Kantischen Beweise über.

Die erste Thesis lautet:

Die Welt hat einen Anfang in der Zeit und ist dem Raume nach auch in Grenzen eingeschlossen.

Der Beweis für den ersten Teil ist folgender:

Angenommen die Welt habe der Zeit nach keinen Anfang, so ist bis zu jedem gegebenen Zeitpunkte eine Ewigkeit abgelaufen, und mithin eine unendliche Reihe auf einander folgender Zustände der Dinge in der Welt verflossen. Nun besteht aber eben darin die Unendlichkeit einer Reihe, daß sie durch successive Synthesis niemals vollendet sein kann. Also ist eine unendliche verflossene Weltreihe unmöglich, mithin hat die Welt einen Anfang in der Zeit.

So überaus täuschend dieser Schluß und so geeignet er ist, den Anschein zu erwecken, als ginge hier alles mit rechten Dingen und nach den Regeln der Logik zu, so vollkommen falsch ist derselbe. Bei näherer Betrachtung nämlich stellt sich der für den ersten Anblick so verführerisch scheinende Beweis als ein ganz regelrechtes Sophisma dar, welches darauf beruht, daß der Begriff einer unendlichen Reihe auf einander folgender Weltzustände im Obersatz anders definiert ist als im Untersatze. Nach dem Obersatze würde bei angenommener Anfangslosigkeit der Welt in jedem Augenblicke eine Ewigkeit verflossen sein; danach ist also eine Ewigkeit oder eine unendliche Reihe auf einander folgender Zustände als beendet denkbar vorausg setzt nur, daß es keinen Anfang dieser Reihe giebt; im Untersatze dagegen wird eine unendliche Reihe auf einander folgender Zustände als eine solche definiert, welche, wie es der Bedeutung des Wortes entspricht, nie durch successive Synthesis vollendet sein kann; das Merkmal der Unvollendbarkeit ist der unendlichen Reihe danach wesentlich. Nehmen wir nun mit Kant den Begriff des Untersatzes als denjenigen an, welcher das wahre Wesen der unendlichen Reihe enthält, wie dies Kant ausdrücklich in den Anmerkungen zur Thesis hervorhebt, was folgt dann für den Obersatz? Etwa dasjenige, was Kant schließt?

Daß es deshalb keine Anfangslosigkeit der Welt geben könne? Nicht im mindesten, sondern im Gegenteil ergiebt sich, daß, wenn einerseits eine Ewigkeit nie verflossen sein kann, und wenn andererseits die Welt keinen Anfang hat, daß dann im gegenwärtigen Augenblicke auch keine Ewigkeit verflossen ist. Dies und nichts anderes ist die einzig mögliche und klare Schlußfolgerung. Wenn eine unendliche Reihe ihrem Begriffe gemäß nie durch successive Synthesis vollendet sein kann, dann mag die Reihe auf einander folgender Weltzustände immerhin keinen Anfang haben; da eine Ewigkeit nie verflossen sein kann, so ist sie auch unter der Annahme der Anfangslosigkeit der Welt in keinem Augenblicke als abgelaufen anzusehen. Kant glaubte eine Bedingung dadurch aufzuheben, daß er die mit ihr notwendig verbundene Folge als nicht vorhanden nachwies; anstatt dessen ergiebt sich aus der Definition seines Untersatzes, daß im Obersatz gar kein Verhältnis von Bedingung und Folge vorhanden war. Mit der angenommenen Anfangslosigkeit der Welt verbindet der Obersatz als notwendige Folge die Beendigung einer unendlichen Reihe von Weltzuständen im gegenwärtigen Augenblicke; wäre diese Verbindung richtig, so würde allerdings die Bedingung wegfallen, wenn die Folge wegfiele; aber der Untersatz, welcher dies Wegfallen der Folge zeigen soll, kann dies nur dadurch, daß er zu gleicherzeit das Verhältnis von Bedingung und Folge aufhebt, welches im Obersatze doch bestehen sollte; und so folgt denn aus den Prämissen allein dasjenige, was oben schon als Folge behauptet wurde, daß bei angenommener Anfangslosigkeit der Welt und Unmöglichkeit der Vollendung einer unendlichen Reihe nicht die Bedingung des Obersatzes, sondern der ganze Obersatz falsch ist, daß trotz Anfangslosigkeit der Welt doch im gegenwärtigen Augenblicke keine Ewigkeit verflossen sein kann. Am deutlichsten zeigt sich der Fehler Kants, wenn man seinem Beweise den richtigen formalen Schluß gegenüber stellt. Derselbe würde lauten:

Eine unendliche Reihe auf einander folgender Weltzustände (eine Ewigkeit) kann durch successive Synthesis nie erschöpft, d. h. nie als abgelaufen angesehen werden;

nun ist die gesammte bis jetzt verflossene Reihe auf einander folgender Weltzustände, mag dieselbe einen Anfang haben oder nicht, im gegenwärtigen Augenblicke ganz abgelaufen;

also ist die bis jetzt verflossene Reihe auf einander folgender Weltzustände, mag dieselbe einen Anfang haben oder nicht, keine unendliche Reihe.

Trotzdem ich glaube, daß durch diese Einwürfe der Fehler in dem Beweise vollkommen aufgedeckt ist, will ich das Verfahren Kants doch noch an dem Schema des hypothetischen Schlusses erläutern. Dasselbe würde für den vorliegenden Fall der modus tollens sein: Wenn A ist, ist B; nun ist B nicht; also ist auch A nicht; wenn eine Bedingung ist, ist auch die notwendige Folge; nun ist diese Folge nicht; also ist auch die Bedingung nicht vorhanden. Damit ein solcher Schluß richtig sei, ist die Voraussetzung, daß A und B wirklich in dem Verhältnis von Bedingung und Folge stehen; nur dann ist der Schluß gültig, daß, wenn B nicht vorhanden ist, auch A nicht vorhanden sein kann. Wenn nun aber der Untersatz, welcher das Nichtvorhandensein von B angeben sollte, statt dessen zeigt, daß es überhaupt nie eintreten kann, — in unserem Falle die abgelaufene Ewigkeit — dann folgt daraus nicht, daß A nicht vorhanden ist, sondern vielmehr, daß B unter keiner Bedingung, also auch nicht unter der Bedingung A eintreten kann, d. h. in der Anwendung auf unsern Fall, daß eine Ewigkeit, welche unter keiner Bedingung abgelaufen sein kann, auch unter Voraussetzung der Anfangslosigkeit der Welt weder in einem vergangenen, noch gegenwärtigen, noch zukünftigen Augenblicke abgelaufen ist.

In den bisherigen Ausführungen sind wir mit Kant der in dem Untersatze gegebenen Definition der Ewigkeit gefolgt, um von diesem Punkte aus den Fehler nachzuweisen; man wird sich jedoch mit diesen Einwendungen noch nicht ganz zufrieden geben, vielmehr den Kantischen Obersatz durch die Erwägung zu retten suchen, daß man unter Annahme der Anfangslosigkeit der Welt beim Zurückgehen in der Zeitreihe nie zu einem Ende derselben gelangen kann, soweit man auch

fortschreitet; wie also nach rückwärts eine unendliche Zeitreihe liegt, so ist dieselbe natürlich auch in der umgekehrten Richtung auf die Gegenwart hin vorhanden; also ist in jedem Augenblicke eine Ewigkeit verflossen. Indem ich die Richtigkeit dieses Gedankens zunächst zugebe, ziehe ich hieraus die Folgerung, daß dann die Definition des Untersatzes nicht zutreffend, oder wenigstens nicht die allein mögliche ist. Bleibt man darauf bestehen, daß unter Voraussetzung der Anfangslosigkeit der Welt in jedem Augenblicke eine unendliche Reihe auf einander folgender Zustände verflossen ist, dann hat der Kantische Obersatz recht, und ich kann gegen denselben nichts mit der Definition des Untersatzes einwenden. Wiederum aber, wenn man den Untersatz für sich betrachtet, so ist doch nichts selbstverständlicher, als daß eine Ewigkeit nie abgelaufen sein kann. Hier zeigt sich nun, daß es sich in der ganzen Frage um einen bloßen Wortstreit handelt. Nämlich, wenn ich den gegenwärtigen Augenblick als Anfangspunkt setze, dann entspricht die anfangslose Reihe der Weltzustände allen Anforderungen, welche der Untersatz an eine unendliche Reihe stellt; sie ist nie vollendet, so weit ich auch in derselben zurückgehe. Setze ich aber umgekehrt den gegenwärtigen Augenblick als Endpunkt der anfangslosen Reihe, so scheint dies auf das schroffste eben jenem Untersatze zu widersprechen. Doch dieser Widerspruch ist nur scheinbar; ein Ende hat die Reihe wohl, aber dafür keinen Anfang; dieses Ende aber kann ich nun auch beliebig zu dem Punkte machen, von welchem ich ausgehe, um die Reihe rückwärts zu verfolgen; dann ist sie unendlich. Der ganze angebliche Widerspruch beruht also nur darauf, daß ich jede eine Linie bildende Reihe von zwei Seiten betrachten kann. So lange ich nun mit Kant blos die Endlosigkeit als wesentliches Merkmal einer unendlichen Reihe bezeichne, ihr aber einen Anfangspunkt lasse, so lange tritt auch der scheinbare Widerspruch unvermeidlich ein, wenn ich die endlose, aber von einem Anfangspunkte ausgehende Reihe von der anderen Seite betrachte; denn dann ist, was erst Anfangspunkt war, jetzt Endpunkt; ein solcher aber widerspricht dem Begriffe einer unend-

lichen Reihe. Um nun diesen scheinbaren Widerspruch, durch den sich auch ein Kant hat täuschen lassen, und der unter obiger Definition allerdings leicht für einen sachlichen genommen wird, in Zukunft ganz zu vermeiden, würde es sich empfehlen, die Definition einer unendlichen Reihe noch etwas strenger zu geben und zu sagen, eine unendliche Reihe ist eine solche, die weder einen Anfang, noch ein Ende hat; dann kann ich zwar von jedem beliebigen Punkte auf dieser Reihe aus nach beiden Seiten hin endlose Reihen annehmen, aber keine unendlichen; denn es würde dem Begriffe einer unendlichen Reihe widersprechen, einen Anfangspunkt derselben gelten zu lassen, weil dieser zugleicherzeit auch Endpunkt sein müßte.

Nur unter Voraussetzung dieser Definition käme der von Kant behauptete Widerspruch gegen seinen Obersatz der Sache und nicht blos den Worten nach zustande. Daß aber durch diesen Widerspruch nicht die Notwendigkeit eines Weltanfangs bewiesen würde, ist oben ausführlich genug gezeigt.

Der Kantische Beweis ist also nicht im mindesten stichhaltig. Trotzdem behält die Annahme der Anfangslosigkeit der Welt für uns ihre Schwierigkeiten, da wir nämlich unter dieser Voraussetzung nicht einsehen, wie es je zu der Gegenwart habe kommen können. Von diesem Gesichtspunkte aus ließe sich für unsere Thesis ein anderer Beweis und zwar folgendermaßen aufstellen:

Angenommen die Welt habe keinen Anfang in der Zeit, so könnte ich beim Rückwärtsgehen in der Zeitreihe nie zu einem Punkte gelangen, über welchen hinaus kein vorausgehender Weltzustand mehr vorhanden wäre; aber gerade so wenig als diese unendliche Zeitreihe rückwärts je durch successive Synthesis zu erschöpfen wäre, könnte sie auch selbst je verflossen sein; es würde also bei angenommener Anfangslosigkeit der Welt nimmermehr die Gegenwart eintreten können. Nun ist aber die Gegenwart gegeben; also hat die Welt einen Anfang in der Zeit.

Dieser Beweis, der in seinem Grundgedanken schon bei Spinoza zu finden ist (cogitata metaphysica, II, c. 10 sub 4),

obwohl er kaum dessen wahre Meinung ausdrücken dürfte,[1]) würde zwar von dem Fehler frei sein, welcher dem Kantischen anhängt. Dennoch kann er nicht als richtig gelten. Wenn auch die Anfangslosigkeit des zeitlichen Geschehens oder der Welt für uns ihre großen Schwierigkeiten hat, so müssen dieselben doch vor der Thatsache zurücktreten, daß auch die Zeit selbst keinen Anfang haben kann, wie wir a priori wissen. Gegen diese Erkenntnis a priori können wir nicht mit Gründen wie die obigen streiten. Denn daß die Anfangslosigkeit der Zeit gerade dieselben Schwierigkeiten enthält, wie die Anfangslosigkeit der Welt, und daß wir, wenn wir die erstere zugeben müssen, uns auch die zweite sehr wohl als möglich denken können, ist ein so durchaus klarer und einfacher Gedanke, daß ich denselben, nachdem er bereits von Schopenhauer geltend gemacht worden ist, nur deshalb so ausdrücklich betone, weil man ihn zurückzuweisen versucht.[2]) Ob die Zeit anfangslos ist oder die in der Zeit ihre Zustände entwickelnde Welt, ist hinsichtlich der Schwierigkeiten, die hierbei vorliegen, vollkommen gleichgültig; dieselben gehen blos aus dem Begriffe einer unendlichen Reihe hervor, welcher für die Zeit gerade so gilt, als für die als ewig angenommene Welt in der Zeit. Die a priori gewisse Unendlichkeit des Raumes und der Zeit ist allein vollkommen hinreichend, die Kantischen Beweise für die erste Thesis zu entkräften.

Ich verlasse jetzt die letztere, um zum ersten Teile der Antithesis überzugehen. Dieselbe lautet:

Die Welt hat keinen Anfang und keine Grenzen im Raume, sondern ist sowohl in Ansehung der Zeit als des Raumes unendlich.

---

[1]) Man vergleiche hierzu die Vorrede Ludwig Meyer's zu des Spinoza Darstellung der principia philosophica des Cartesius; gerade sowenig als hiernach die Behauptung der Freiheit die wahre Ansicht des Spinoza ist, gerade sowenig wird dies der Fall sein mit der Lehre vom Weltanfang; denn wie jede Veränderung determiniert ist durch eine vorhergehende, also auch jeder Zustand der Welt durch einen früheren; danach ist es, beiläufig bemerkt, falsch, wenn Schopenhauer Spinoza als ursprünglichen Anhänger des Indeterminismus betrachtet.

[2]) Cohen: Kants Theorie der Erfahrung. 2. Aufl. S. 534.

Beweis für den ersten Teil:

Angenommen die Welt habe einen Anfang, so würde ihr eine leere Zeit vorausgehen, in der sie nicht war; in einer leeren Zeit ist aber kein Entstehen möglich, da kein Teil einer solchen vor einem andern irgend eine unterscheidende Bedingung des Daseins für die des Nichtseins an sich hat. Also ist die Welt in Ansehung der vergangenen Zeit unendlich.

Was man gegen diesen Beweis auf Grund der Annahme eingewandt hat, daß die Zeit zur Welt selbst gehöre und also auch erst mit derselben entstanden sein könne, ist bei näherer Betrachtung nicht haltbar. Wenn man nämlich die Zeit blos innerhalb der Welt selbst und als Form des Geschehens in derselben gelten läßt, so wird man gerade durch diese Vorstellung zur Annahme der Ewigkeit der Welt gezwungen. Denn da ein Anfang der Welt notwendig eine Zeit voraussetzt, in welcher sie noch nicht war, so kann die obige Ansicht, welche die Zeit auf das Geschehen in der Welt beschränkt, nur dadurch festgehalten werden, daß man die Ewigkeit der letzteren zugiebt; will man dies nicht, so muß man auch den Gedanken einer gleichzeitigen Entstehung von Welt und Zeit fallen lassen.

Wenn man nun aber, wie es allein möglich ist, der irgend einmal entstandenen Welt eine Zeit vorausgehen läßt, in welcher sie noch nicht war, so behauptet Kant, daß in einer solchen, alsdann als leer angenommenen Zeit kein Entstehen möglich sei. Man wird vielleicht die Begründung dieser Behauptung durch den Hinweis auf die Unterschiedslosigkeit der Teile einer leeren Zeitnicht ganz überzeugend finden, indem man dagegen einwendet, daß die Teile der Zeit auch innerhalb der Weltnicht durch sich selbst, sondern nur durch den Inhalt, welcher sie erfüllt, verschieden sind. (Trendelenburg, histor. Beiträge III, 235.) Doch genügt diese Bemerkung nicht, um Kant's Beweis zu entkräften; denn die Schwierigkeit, welche die Vorstellung eines Anfangs der Welt in einer leeren Zeit bietet, beruht darauf, daß die leere Zeit selbst gar nicht vorgestellt werden kann. Eine leere Zeit ist nichts und deshalb auch kein erstes

Geschehen in einer solchen denkbar. Indem wir also Kant die Unmöglichkeit eines Anfangs der Welt in einer leeren Zeit zugeben, ist es ein anderer Punkt in seinem Beweise, der zu Einwendungen Anlaß giebt. Richtig ist es, mit Kant zu behaupten, daß der Anfang der Welt eine Zeit voraussetzen würde, in der dieselbe noch nicht war; aber wie folgt daraus, daß diese Zeit als leer anzusehen ist? Leer ist sie gewiß insofern, als in ihr das zeitliche Geschehen, welches innerhalb der Welt verläuft, nicht vorhanden sein kann. Aber was berechtigt uns anzunehmen, daß überhaupt kein zeitliches Geschehen außer und vor der Welt möglich ist? Zu dieser Annahme liegt nicht der mindeste Grund vor. Wir gehen ja mit Kant bei der Kritik der Antinomienlehre von der Vorstellung der absoluten Realität der Zeit aus, die dem ganzen Aufbau der Antinomien gerade so zu Grunde liegt, wie die Annahme der absoluten, oder mit Kant zu reden, transscendentalen Realität des Raumes. Von diesem empirischen Standpunkte aus ist nun zwar die Möglichkeit der Zeit noch nicht zu untersuchen; aber auch für ihn ist es doch zweifellos, daß die Zeit ein größeres Gebiet umfaßt, als der Raum, indem z. B. auch unser Denken der ersteren unterworfen, dagegen nirgends im Raume, sondern nur in unserem Bewußtsein vorhanden ist.[1] Redet man nun von der Welt schlechthin, so versteht man die im Raume ausgebreitete und in der Zeit ihre Zustände entwickelnde uns alle umgebende Welt. Aber wenn wir schon den Raum nicht außer der Welt gelten lassen können, vielmehr diesen mit allem, was in ihm ist, eben zur Welt rechnen, so ist doch die Zeit, diese Form der Veränderung, auch für den empirischen Standpunkt durchaus nicht auf die Welt beschränkt. Wir kennen sie zwar nur aus der Welt, aber indem wir von der Welt behaupten, sie habe einen Anfang in der Zeit, so setzen wir gerade damit voraus, daß nicht nur die Zeit selbst, als leer und unerfüllt derselben vorherging, sondern

[1] Diese Behauptung bedarf natürlich des Beweises, den ich aber hier nicht geben kann; ich muß mich begnügen, den Satz als meine Ueberzeugung auszusprechen.

daß auch etwas anderes als Ursache des Weltanfangs vorhanden war. Denn da nach unserer Annahme der Weltanfang irgend einmal gewesen ist, so ist auch unmittelbar vorher ein Zustand desjenigen agens gewesen, welches die Welt hervorgebracht hat, und diesem Zustand muß wieder ein anderer vorausgegangen sein u. s. f. in infinitum, sonst wäre auch die Welt von Ewigkeit da. Will man nun annehmen, die Welt habe sich selbst durch eine uns unbekannte metaphysische Kraft einmal in der Zeit hervorgebracht, so ist doch eben eine solche Kraft notwendig, und die Annahme ganz undenkbar, diese wäre ein absolutes Nichts gewesen, das sich zum Sein dieser Welt bestimmt hätte. Für uns wohl mag dies unbekannte Etwas als Nichts erscheinen, aber an sich selbst ist es nicht ein solches gewesen, da derartige Ausdrücke wie „das Nichts bestimmt sich zum Sein", wenn sie irgendwo vorkommen, nur unter obiger Einschränkung des Wortes auf die Bedeutung eines blos relativen Nichts und auch da kaum zu gestatten sind, indem sie heimlicher Weise und im Grunde diesem Nichts immer eine gewisse Form des Daseins und eine Kraft zu wirken zuschreiben. Also, um unsere Einwendungen zusammenzufassen, gerade wenn wir einen Anfang der Welt in der Zeit annehmen, so setzen wir etwas anderes als die Welt, oder diese selbst, aber in einer ganz anderen (metaphysischen) Bedeutung als derjenigen, in welcher sie einen Anfang hat, als erzeugende Ursache derselben voraus, auf welche dann das zeitliche Geschehen, dem wir rückwärts durchaus kein Ende zugestehen können, einfach von der Welt aus sich überträgt. Weit entfernt also, vor der Welt notwendig eine leere Zeit, dieses Unding, wie auch wir mit Kant sagen, annehmen zu müssen, weisen wir gerade diese Annahme, auf welche der ganze Kantische Beweis gegründet ist (siehe den Eingang der Anmerkungen zur Antithesis), als durchaus willkürlich, ja falsch, und damit zugleich den Beweis selbst als ungültig zurück. —

Ohne mich hier auf weitere Ausführungen über die Frage nach Anfang oder Anfangslosigkeit der Welt einzulassen, gehe ich zu dem zweiten Teile der Antinomie über.

Bei diesem liegen die Fehler ziemlich offen zu tage, wie unsere Kritik hoffentlich zeigen wird. Wenn wir nämlich mit dem Beweise für die Thesis zunächst annehmen, die Welt im Raume sei unendlich, so ist die natürliche und von allen, die dies annehmen, auch deutlich eingesehene Folge dieser Voraussetzung, daß wir nie dazu gelangen können, diese Unendlichkeit in unserer Vorstellung zu erschöpfen, oder die Reihe der neben einander befindlichen Dinge auszumessen, wollten wir auch einen noch so großen Maßstab als Maßeinheit zu grunde legen. Gerade das bedeutet eben die Unendlichkeit der Welt, daß sie für unsere noch so weit sich ausdehnende Vorstellung stets zu groß bleiben wird, und nur unter der Bedingung, daß wir die Reihe neben einander befindlicher Dinge nie durch succeſſive Synthesis zusammenfassen können, ist ja diese Reihe als unendlich zu denken; ja es ist ganz dasselbe, ob ich von der Welt die Unendlichkeit oder von der sie auffassenden Synthesis die Unvollendbarkeit behaupte. Das eine ist nicht ohne das andere, beides ist wie Bedingung und Folge, oder um die Sache noch schärfer zu bezeichnen, wie Begriff und Merkmal verbunden. Dagegen, wenn ich irgend ein Quantum, das ich mir als ein ganzes denke, durch meine Vorstellung erschöpfen und in die Grenzen derselben einschließen kann, so heißt das nichts anderes, als das in dieser Weise vorgestellte Quantum ist ein endliches. Unendliche Größe und Unvollendbarkeit einer Durchzählung der Teile — endliche Größe und Vollendbarkeit dieser Durchzählung sind notwendige Correlata und gar nicht von einander zu trennen. Verbinden wir diese Glieder in anderer Weise, mit unendlicher Größe die Vollendbarkeit, mit endlicher die Unvollendbarkeit der Synthesis,[1]) so stellen wir damit nur eine contradictio in adiecto auf; andererseits, wird in diesen beiden Paaren der Correlata das eine, gleichgültig welches, Glied ausgelöscht, so ist damit zu gleicher Zeit auch das andere vernichtet.

---

[1]) Natürlich sind hierbei die Teile der endlichen Größe als endlich angenommen, nicht aber als unendlich klein; denn von dem Problem der unendlichen Teilung ist hier nicht die Rede.

Nach diesen Erörterungen betrachte man den Kantischen Beweis für die Thesis. Angenommen die Welt sei unendlich, heißt es hier, so wird sie ein unendliches gegebenes Ganze von zugleich existierenden Dingen sein. Nun können wir die Größe eines Quanti, welches nicht innerhalb gewisser Grenzen jeder Anschauung gegeben wird, auf keine andere Art, als nur durch die Synthesis der Teile und die Totalität eines solchen Quanti nur durch die vollendete Synthesis uns gedenken. Demnach, um sich die Welt, die alle Räume erfüllt, als ein gegebenes Ganze zu denken, müßte die successive Synthesis der Teile einer unendlichen Welt als vollendet angesehen, d. i. eine unendliche Zeit müßte in der Durchzählung aller coexistierender Dinge als vollendet angesehen werden, welches unmöglich ist. Demnach kann ein unendliches Aggregat wirklicher Dinge nicht als ein gegebenes Ganze, mithin auch nicht als zugleich gegeben angesehen werden.

Wenn die Größe der Welt von unserer subjectiven Fähigkeit, die einzelnen Dinge in derselben durchzählen zu können oder nicht, abhängig wäre, dann, aber auch dann allein, wäre Kants Beweis richtig. Da dies aber nicht der Fall ist, es vielmehr zum Begriffe einer unendlichen Welt gehört, daß wir die einzelnen neben einander befindlichen Dinge nicht durchzählen können, so besagt der ganze Beweis nichts weiter, als daß es unmöglich ist, ein Unendliches in der Vorstellung zusammenzufassen; das aber wußten wir ebenso gut schon vorher. Einigen Schein bekommt Kants Argumentation durch die Einfügung des Wörtchens „gegeben“ in den ersten Satz: Die Welt wird ein unendliches „gegebenes“ Ganze sein. Ist die Welt im Raume unendlich, so ist mir eben nur der mir bekannte Teil gegeben, aber nicht mehr; als ganzes aber kann ein Unendliches nie gegeben sein, weil es seinem Begriffe nach keine Grenzen hat. Ich kann etwa noch von einem gegebenen Unendlichen reden, indem ich mich auf die Thatsache der wirklich gegebenen Welt berufe, von der ich nun die Unendlichkeit behaupte; aber insofern diese Welt unendlich ist, kann sie uns nie als Ganzes gegeben werden. Daß sie aber an sich selbst unendlich ist,

kann ich mir sehr wohl vorstellen, nur nicht, wie Kant will, durch eine Vollendung der successiven Synthesis ihrer Teile, sondern im Gegenteile nur durch die Unvollendbarkeit derselben.

Doch ich brauche wohl kaum länger bei der Darlegung des Kantischen Fehlers zu verweilen und füge nur noch hinzu, daß das ganze Argument auch gegen den Raum gelten müßte, dessen Unendlichkeit a priori feststeht. Wenn nach Kant eine unendliche Größe nur durch Vollendung der successiven Synthesis der Teile gedacht werden kann, so bleibt es sich ganz gleich, ob wir von der Unendlichkeit der Welt im Raume oder des Raumes selbst reden; auch ihn müßten wir durch Synthesis der beliebig anzunehmenden Theile erschöpfen können, d. h. wir müßten mit einem Begriffe ein Merkmal verbinden, welches ihm widerspricht. Auf einem solchen Verlangen beruht der Kantische Beweis und ist daher einfach nach dem Satze vom Widerspruche falsch.

Wie man sieht, hat Kant seinen Beweis auf den ersten von dem Anfang der Welt zurückgebracht, wahrscheinlich, weil er von der Richtigkeit des demselben zu Grunde liegenden Arguments ganz fest überzeugt war. Sonst hätte sich der Beweis auch dem ersteren ganz analog und parallel, allerdings auch mit demselben Fehler, folgendermaßen geben lassen:

Angenommen die Welt wäre dem Raume nach unendlich, so müßten in jeder Richtung, die im Raume von jedem beliebigen Orte aus möglich ist oder zu ihm führt, unendliche Reihen neben einander befindliche Dinge liegen. Dann wären in jedem beliebigen Orte eine unendliche Menge unendlicher Reihen als beendigt anzusehen. Nun besteht aber der Begriff einer unendlichen Reihe darin, daß dieselbe nie vollendet sein kann, also sind auch unendliche Reihen in der Welt nach einem beliebigen Punkte hin nicht möglich, also ist die Welt dem Raume nach nicht unendlich, sondern in Grenzen eingeschlossen.

Nach allem, was ich oben gesagt habe, ist es wohl nicht nöthig, diesen eigenen Beweis noch besonders zu widerlegen. Dennoch habe ich geglaubt, ihn hierher setzen zu dürfen, weil er geeignet ist, das Falsche im ersten Kantischen Beweise noch

an einem andern Beispiel zu zeigen, und um dadurch, daß ich ihn selbst gleich zurückweise, sein eventuelles Hervortreten an einem andern Orte zu verhindern.

Wir kommen zur Antithesis. Der Beweis beruht darauf, daß man, wäre die Welt endlich, außer derselben einen leeren Raum annehmen müßte, durch welchen sie begrenzt würde. Auf diese Weise würde nicht allein ein Verhältnis der Dinge im Raum, sondern auch der Dinge zum Raume angetroffen werden. Da nun die Welt ein absolutes Ganze ist, außer welchem kein Gegenstand der Anschauung angetroffen wird, so würde das Verhältnis der Dinge zum leeren Raume ein Verhältnis derselben zu keinem Gegenstande sein. Ein dergleichen Verhältnis aber ist nichts, also ist die Welt dem Raume nach unendlich.

Um gleich den schwachen Punkt in diesem Beweise deutlich zu bezeichnen, so ist zu sagen, daß derselbe auf einer Unterschiebung der Resultate der transscendentalen Ästhetik beruht, wie sich sowohl aus ihm selbst als auch und besonders aus der Anmerkung ergiebt, welche Kant unter dem Texte hinzugefügt hat. Hier heißt es: „Der Raum ist bloß die Form der äußeren Anschauung, aber kein wirklicher Gegenstand, der äußerlich angeschaut werden kann. Der Raum vor allen Dingen, die ihn bestimmen, oder die vielmehr eine seiner Form gemäße empirische Anschauung geben, ist, unter dem Namen des absoluten Raumes, nichts anderes, als die bloße Möglichkeit äußerer Erscheinungen, sofern sie entweder an sich existieren oder zu gegebenen Erscheinungen noch hinzukommen können. Die empirische Anschauung ist also nicht zusammengesetzt aus Erscheinungen und dem Raume. Eines ist nicht des andern Correlatum der Synthesis, sondern nur in einer und derselben empirischen Anschauung verbunden als Materie und Form derselben." Ohne die betreffende Stelle weiter anzuführen, glaube ich mich mit dem citierten Teile begnügen zu können, um meine obige Behauptung als begründet anzusehen. In diesen Worten, die er, wenn sein Beweis von dem empirischen Standpunkte aus haltbar wäre, gar nicht hätte hinzufügen

dürfen, scheint mir Kant deutlich das Gefühl der Schwäche seiner Argumentation zu verraten. Für den empirischen Standpunkt existiert das Verhältnis von Materie und Form der Anschauung noch gar nicht, vielmehr ist für denselben der Raum ein an sich existierendes, allerdings rätselhaftes Etwas, in dem sich alle Dinge befinden. Von diesem Standpunkte aus hat es nicht die geringste Schwierigkeit, sich ebenso wie in der Welt leere Räume denkbar sind, auch außerhalb derselben einen leeren Raum vorzustellen, welcher die Welt begrenzt. Dann ist das Verhältnis der Dinge zum leeren Raum, wenn es auch für den Realisten, d. h. für die natürliche Anschauung immerhin etwas dunkles behalten mag, doch keineswegs etwas undenkbares und durchaus nicht als kein Verhältnis zu bezeichnen. Der Raum vielmehr als allumfassend kann sehr wohl eine begrenzte Welt in sich einschließen, wie man sich denn auch in Gedanken an die Grenze der Welt versetzen kann. Dieser empirische Standpunkt ist nun auch der der Antinomien, die ja eben von der gewöhnlichen Vorstellung der Welt als einem an sich existierenden Ganzen ausgehen, um durch die aus der Voraussetzung fließenden Widersprüche eben diese Voraussetzung als falsch zu beweisen. Demnach war hier die transscendentale Ästhetik ganz und gar aus dem Spiele zu lassen, wie das Kant auch in den Anmerkungen zur Antithesis auf das entschiedenste verlangt, nur daß diesem Verlangen sein Beweis widerspricht. Dieser ist also nur durch die obige Subreption zustande gekommen und durch ihn nichts über die Unendlichkeit der Welt entschieden. Soll die Frage gelöst werden, so muß es jedenfalls auf ganz anderem Wege geschehen, als durch eine solche etwas schnell fertige Erklärung, daß das Verhältnis der Welt zum leeren Raume kein Verhältnis wäre.

Ich wende mich zu der zweiten Antinomie. Die Thesis lautet:

Eine jede zusammengesetzte Substanz in der Welt besteht aus einfachen Teilen und es existiert überall nichts als das Einfache, oder das, was aus diesem zusammengesetzt ist.

Beweis: Angenommen die Substanzen beständen nicht aus einfachen Teilen, so würde, wenn alle Zusammensetzung in

Gedanken aufgehoben würde, kein zusammengesetzter Teil, und (da es keine einfachen Teile giebt) auch kein einfacher, mithin gar nichts übrig bleiben, folglich keine Substanz sein gegeben worden. Entweder also läßt sich unmöglich alle Zusammensetzung in Gedanken aufheben, oder es muß nach deren Aufhebung etwas, ohne alle Zusammensetzung Bestehendes d. i. das Einfache übrig bleiben. Im ersteren Falle aber würde das Zusammengesetzte wiederum nicht aus Substanzen bestehen, denn bei denen ist Zusammensetzung etwas zufälliges, ohne welches sie als für sich beharrliche Wesen bestehen können. Dieser Fall widerspricht also der Voraussetzung, demnach bleibt nur der zweite übrig.

Auch dieser Beweis dürfte schwerlich richtig sein. Anstatt aus der Natur der Sache gezogen zu sein und derselben die allein zutreffende und allein für den Ausgangspunkt der Untersuchung zu wählende Bezeichnung zu geben, geht er aus von einem Worte, welches den Gegenstand in ganz schiefer und falscher Weise bezeichnet und das gewünschte Resultat schon in sich enthält, so daß man es nur durch die genügende Analysierung des Begriffes herauszuziehen braucht. Dieser falsche Ausdruck, auf welchen sich unser Beweis stützt, ist der von einer zusammengesetzten Substanz; weiter wird behauptet, die Zusammensetzung gehöre nicht zum Begriff einer Substanz, welcher es vielmehr mit sich bringe, daß die Sustanz als für sich beharrliches Wesen existieren könne; ferner aber liegt im Begriffe der Substanz die Unmöglichkeit einer Auflösung derselben in nichts. Faßt man nun dies alles zusammen, so folgt einfach aus dem aufgestellten Begriffe, daß, wenn man alle Zusammensetzung der Substanzen aufhöbe, schlechthin einfache Teile übrig blieben; denn der andere Fall, daß gar nichts übrig bliebe, ist eben durch den Begriff der Unvergänglichkeit der Substanz, als mit der Annahme im Widerspruch stehend, ausgeschlossen worden. Dies wäre nun alles schön und gut, müßten wir nur den Ausdruck „zusammengesetzte Substanz“ nicht als irreführend und die Forderung einer vollständigen Aufhebung der Zusammensetzung zwar nicht dem von Kant

aufgestellten Begriffe, wohl aber der Natur der bezeichneten Sache nach als ganz unmöglich abweisen. Denn was meint Kant eigentlich, wenn er von zusammengesetzter Substanz spricht? Nichts anderes als die Materie; anstatt also von einer zusammengesetzten Substanz hätte er, um die Natur der Sache zu treffen, von der Materie reden müssen, wie es auch in den Anmerkungen zur Antithesis geschieht; oder um den Ausdruck Substanz beibehalten zu können, hätte er demselben das Attribut „ausgedehnt" beifügen müssen; ausgedehnte Substanz würde eine richtige Bezeichnung für die Sache sein, um die es sich handelt. Dann hätte sich sofort und unwidersprechlich gezeigt, daß die Ausdehnung das wesentliche Prädicat der Materie oder Substanz ist, und daß eben dieses Prädicat die Aufhebung aller Zusammensetzung ausschließt. Denn in der Ausdehnung im Raume besteht ja gerade die Zusammensetzung, von welcher bei der Materie allein die Rede sein kann. Von dieser wenigstens in ihren Teilen als continuierlich angenommenen Ausdehnung der Materie aber steht, gerade so wie von der des Raumes, a priori fest, daß ich in der Teilung derselben so weit fortfahren kann als ich will, und daß immer noch ausgedehnte Teile übrig bleiben, welche wiederum die Teilung gestatten, sich aber nie in etwas einfaches auflösen. Sollten sich auch der Fortsetzung der Teilung unüberwindliche physische Schwierigkeiten in den Weg stellen, so thut dieser Umstand doch der Forderung einer weiteren Teilung keinen Eintrag; will man aber dies letztere nicht gelten lassen und bei denjenigen Teilen stehen bleiben, welche für unsere Mittel nicht mehr weiter zerlegbar sind, dann folgt daraus nichts für die Kantische Thesis; denn diese relativ letzten Teile sind dann immer noch ausgedehnt, während die Thesis absolut einfache und unausgedehnte Teile als letzte Elemente der Materie verlangt; diese sind aber der Natur der Materie nach unmöglich,[1]) und damit

[1]) Man darf hierbei nicht vergessen, daß es sich bei unserer Antinomie um die Vorstellung der Materie handelt, nach welcher dieselbe den Raum wirklich und nicht blos scheinbar erfüllt, wie das letztere die sogenannte einfache Atomistik annimmt; vielmehr will Kant die letzten einfachen Teile

ist der Kantische Beweis als auf einer ganz deutlichen petitio principii beruhend und demnach als unrichtig erwiesen.[2])

Ich habe den Beweis für die Thesis nicht anders widerlegen können, als daß ich mich zuletzt derjenigen Gründe bediente, welche positiv für die unendliche Teilbarkeit der Materie sprechen. Ich bin damit schon auf das Gebiet der Antithesis getreten und habe jetzt nur noch den Kantischen

---

gerade von derselben Materie beweisen, von der auch die Antithesis redet, d. h. einer solchen, die thatsächlich eine continuierliche Ausdehnung besitzt, sonst käme gar keine Antimonie zu stande.

[2]) Dieser ganze Beweis ist weiter nichts als eine aus der Tendenz der Antinomienlehre allerdings leicht erklärliche Reproduction der Argumentationen des Leibnitz und seiner Schüler (z. B. Wolff, Baumgarten), denn die Substanzen, welche außer aller Zusammensetzung als für sich beharrliche Wesen existieren können, sind nichts anderes als die Monaden; einen solchen Beweis aber hätte Kant nicht aufstellen sollen, nachdem er in dem Abschnitte von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe eine so glänzende Kritik der Leibnitzischen Philosophie gegeben hatte. Da er jedoch einmal auf den Gedanken gekommen war, die Annahme der absoluten Realität der Gegenstände der Sinnenwelt führe auf Widersprüche, da er ferner aus jener Philosophie den Gedanken mitgebracht hatte, daß man sich die letzten Elemente der an sich existierenden Dinge als einfache Wesen vorstellen müsse und er schließlich in den Antinomien die Materie als Ding an sich betrachtet, so gab er den obigen künstlichen Nachweis von der Zusammensetzung der materiellen Substanz aus einfachen Teilen; in der Antithesis dagegen betrachtet er die Materie, wie es sich gehört, als die Substanz im Raume, da verschwindet denn jener Gedanke der Thesis, und die Antinomie kommt zu stande. — Da ich einmal bei einer Bemerkung mehr litterarhistorischer Art bin, so möchte ich noch hinzufügen, daß jener Gegensatz zwischen der Leibnitzischen Annahme von der Einfachheit der letzten Elemente des an sich Existierenden, und der unendlichen Teilbarkeit des Raumes, wie auch der Materie in ihm, mir der Anlaß gewesen zu sein scheint, welcher Kant vielleicht zuerst auf den Gedanken von der Bedeutung der sinnlichen Anschauung und der Idealität des Raumes gebracht hat; ich schließe dies einmal aus den Betrachtungen, die er in den „Metaph. Anfangsgr. der Naturwissenschaft" bei Gelegenheit des Satzes von der unendlichen Teilbarkeit der Materie anstellt; einen anderen Beleg für meine Ansicht bietet eine Stelle aus dem Aufsatz „Fortschritte der Metaphysik seit Leibnitz und Wolf" S. 512 und 13 oben des 1. Bandes der Ausgabe von Rosenkranz. Ich muß mich hier begnügen, auf die beiden Stellen zu verweisen

Beweisgang für dieselbe darzulegen, wobei sich zu gleicher Zeit die Richtigkeit meiner Einwendungen gegen die Thesis zeigen wird. Die Antithesis also behauptet:

Kein zusammengesetztes Ding in der Welt besteht aus einfachen Teilen und es existiert überall nichts Einfaches in derselben. Der Beweis ist wiederum indirekt:

Setzet ein zusammengesetztes Ding (als Substanz) bestehe aus einfachen Teilen. Weil alles äußere Verhältnis, mithin auch alle Zusammensetzung aus Substanzen nur im Raume möglich ist, so muß, aus so viel Teilen das Zusammengesetzte besteht, aus eben so viel Teilen auch der Raum bestehen, den es einnimmt. Nun besteht der Raum nicht aus einfachen Teilen, sondern aus Räumen. Also nimmt das Einfache einen Raum ein. Da nun alles Reale, was einen Raum einnimmt, ein außerhalb einander befindliches Mannichfaltige in sich fasset, mithin zusammengesetzt ist und zwar als ein reales Zusammengesetzte, nicht aus Accidenzen (denn die können nicht ohne Substanz auseinander sein), mithin aus Substanzen, so würde das Einfache ein substantielles Zusammengesetzte sein, welches sich widerspricht.

Man sieht aus diesem Beweise, daß es sich bei der vorliegenden Antinomie um das außerhalb einander befindliche Mannichfaltige handelt, und daß sich die ganze Frage nur entscheiden läßt, wenn man von der Ausdehnung der den Raum erfüllenden Materie ausgeht, während diese Entscheidung unmöglich ist, so bald man, wie es der Beweis für die Thesis thut, vom Raum ganz absieht und den Gegensatz vom Einfachen und Zusammengesetzten, anstatt anschaulich, wie es die Sache verlangt, in logischer oder begrifflicher Weise faßt. Alle Zusammensetzung aus Substanzen ist nur im Raum möglich, sagt Kant in der Antithesis, und hierauf ist der ganze Accent zu legen. Damit beseitigt er selbst im Grunde den Beweis für seine Thesis. Daß aber die unendliche Teilbarkeit der Materie auch wirklich seine Meinung war, geht nicht nur aus seiner Auflösung der zweiten Antinomie, sondern auch aus seiner Construction der Materie, nach welcher dieselbe den

Raum continuierlich erfüllt, und ganz schlagend aus dem vierten Lehrsatz des zweiten Hauptstückes der metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft hervor, welcher lautet: Die Materie ist ins Unendliche teilbar, und zwar in Teile, deren jeder wiederum Materie ist. Hier ist der Beweis ausführlich und mit Widerlegung atomistischer Auffassungen der Materie gegeben, hingegen jeder Gedanke an einfache Teile als die Elemente derselben verschwunden. Die Aufstellung dieses Lehrsatzes beweist auf das deutlichste, daß unsere Antinomie nicht richtig ist; denn wäre die Thesis wirklich und nicht blos scheinbar bewiesen, so hätte sie auch in jenem Zusammenhange der Anfangsgründe der Naturwissenschaft wiederkehren müssen. Indem ich also die Thesis verwerfe, pflichte ich der Antithesis bei, ohne doch den Beweis für dieselbe, der nur mathematisch ist, als genügend anzuerkennen. Denn, um mit Kant zu reden (Metaph. Anfangsgründe der Naturw., 2. Hptst., Lehrsatz 4, Anmerk. 2), es folgt nicht notwendig, daß Materie ins Unendliche physisch teilbar sei, wenn sie es gleich in mathematischer Absicht ist, wenngleich ein jeder Teil des Raumes wiederum ein Raum ist, und also immer Teile außerhalb einander in sich faßt, wofern nicht bewiesen werden kann, daß in jedem aller möglichen Teile dieses *erfülleten* Raumes auch Substanz sei, die folglich auch, abgesondert von allen übrigen, als für sich beweglich existiere. Diese hier gestellte Forderung ist aber in unserer Antithesis nicht erfüllt; ohne also den Beweis vollständig zu finden, schließe ich mich doch der Behauptung der Antithesis an und verweise für die genauere Auseinandersetzung der Frage auf meine Besprechung der Auflösung der zweiten Antinomie.

Die dritte Antinomie behandelt das Verhältnis von Naturnotwendigkeit und Freiheit. Die Thesis lautet:

Die Causalität nach Gesetzen der Natur ist nicht die einzige, aus welcher die Erscheinungen in der Welt insgesammt abgeleitet werden können. Es ist noch eine Causalität durch Freiheit zur Erklärung derselben anzunehmen notwendig. — Die Antithesis dagegen behauptet:

Es ist keine Freiheit, sondern alles in der Welt geschieht lediglich nach Gesetzen der Natur.

Der Beweis der Thesis kommt darauf hinaus, daß das Causalitätsgesetz in seiner unbeschränkten Allgemeinheit sich selbst widersprechen soll. Wenn nämlich, so heißt es hier, alles nach bloßen Gesetzen der Natur geschieht, wobei eine jede Wirkung eine Ursache voraussetzt und diese wiederum eine andere u. s. f. in infinitum, so giebt es jederzeit nur einen subalternen, niemals aber einen ersten Anfang und also überhaupt keine Vollständigkeit der Reihe auf der Seite der von einander abstammenden Ursachen. Nun besteht aber eben darin das Gesetz der Natur: daß ohne hinreichend a priori bestimmte Ursache nichts geschieht. Auf Grund dieses letzteren Satzes wird dann der Schluß gezogen, daß das Causalitätsgesetz in unbeschränkter Allgemeinheit sich selbst widerspricht, und man also eine absolute Spontaneität, d. h. Wirkungen aus Freiheit, zur Erklärung der Reihe der Erscheinungen annehmen muß.

Demgegenüber behauptet die Antithesis die durchgehende Naturnotwendigkeit alles Geschehens mit folgenden Gründen. Nehmen wir Freiheit im transscendentalen Verstande, d h. ein Vermögen an, einen Zustand und demnach auch die aus demselben fließenden Folgen von selbst anfangen zu können, so wird nicht allein eine Reihe durch diese Spontaneität, sondern die Bestimmung dieser Spontaneität selbst zur Hervorbringung der Reihe, d. i. die Causalität wird schlechthin anfangen, so daß nichts vorhergeht, wodurch diese geschehende Handlung nach beständigen Gesetzen bestimmt sei. Es setzt aber ein jeder Anfang zu handeln einen Zustand der noch nicht handelnden Ursache voraus, und ein dynamisch erster Anfang einen Zustand, der mit dem vorhergehenden eben derselben Ursache gar keinen Zusammenhang der Causalität hat, d. i. auf keine Weise daraus erfolgt. Also ist die transscendentale Freiheit dem Causalgesetze entgegen und eine solche Verbindung der successiven Zustände wirkender Ursachen, nach welcher keine Einheit der Erfahrung möglich ist, die also auch in keiner

Erfahrung angetroffen wird, mithin ein leeres Gedankending. Demnach giebt es überall nur Naturnotwendigkeit.

Auf der Seite der Thesis haben wir demnach die Behauptung, daß das Causalgesetz in unbeschränkter Allgemeinheit sich selbst widerspräche, und daß daher Wirkungen aus Freiheit anzunehmen sind; die Antithesis sagt, diese Freiheit ist unmöglich, denn sie widerspricht dem Causalgesetze. Der Widerspruch also in der Allgemeingültigkeit der Causalität soll gehoben werden durch eine Art von Wirkungen, die dem Causalitätsgesetze ebenfalls widersprechen. Wie ist dies möglich? Sind das noch Beweise? Ich dächte nicht, sondern erlaube mir zu bemerken, daß, wenn schon das Causalitätsgesetz sich selbst widersprechen soll, dann die Wirkungen wenigstens welche diesen Widerspruch ausgleichen sollen, mit dem Gesetze der Causalität vereinbar sein müssen; sonst haben wir einen doppelten Widerspruch, aber keine Lösung. Ohne mich nun hier schon für Thesis oder Antithesis zu entscheiden, muß ich sagen und muß, wie ich glaube, jeder mit mir sagen: Ist der Beweis für die Thesis richtig, dann ist der für die Antithesis falsch; ist die Antithesis richtig bewiesen, dann ist es die Thesis nicht. Wollte man auch Kant einmal zugeben, daß sich sowohl Thesis als Antithesis beweisen lasse, so ist doch das mindeste, was hierfür erforderlich ist, Widerspruchslosigkeit der Beweisgründe gegen einander. Denn wenn sich schon Thesis und Antithesis widersprechen, so darf dies doch nicht bei den Gründen der Fall sein, durch welche die widersprechenden Sätze als richtig dargethan werden sollen. Diese Beweisgründe müssen unabhängig von einander und einem jeden durch sich selbst einleuchtend sein; von widersprechenden Beweisgründen dagegen ist höchstens der eine Teil richtig, oder beide sind falsch. Dann ist entweder gar nichts bewiesen, oder nur der Satz, welcher sich auf die richtigen Gründe stützt; sonst hätten wir eine Fortsetzung der Antinomie in infinitum, indem die eine auf die andere, und diese wieder auf eine dritte gegründet wäre, ähnlich wie es in der Wissenschaftslehre geschieht, wo Fichte seine Widersprüche durch Einschiebung immer neuer Wider-

sprüche zu lösen sucht, freilich auch mit dem Erfolg, daß das Ganze falsch und gar nichts bewiesen ist. Ich wiederhole also meine obige Behauptung und sage: Hat die Thesis mit dem Satze recht, daß die Causalität in unbeschränkter Allgemeingültigkeit sich selbst widerspricht, dann ist die Behauptung der Antithesis falsch, wonach die Causalität Wirkungen aus Freiheit ausschließt; dann mag ich immerhin nicht verstehen, wie ein absoluter Anfang des Wirkens ohne Zusammenhang mit dem vorigen Zustande des Wirkenden möglich ist, es mag immerhin die Freiheit einen verständlichen Zusammenhang der Naturwirkungen aufheben; in diesem Falle muß ich eben auf das Verständnis in dem Zusammenhange des natürlichen Wirkens verzichten, da ich die ausnahmslose Geltung des Causalgesetzes als falsch nachgewiesen habe. Umgekehrt nun, liegt die Wahrheit auf seiten der Antithesis, dann giebt es nur Wirkungen nach dem Gesetze der Causalität, und Freiheit ist etwas unmögliches; mag der endlose Rückgang in der Reihe der Naturwirkungen für mich etwas noch so unbefriedigendes haben, sowohl nach seiten des vollkommenen Verständnisses der Natur, wie auch der moralischen Bedürfnisse, so kann doch alles dies gar nicht in das Gewicht fallen gegenüber der unumstößlichen Thatsache ausschließlicher Gültigkeit des Causalitätsgesetzes. Denn ist dieselbe einmal bewiesen, wie die Antithesis behauptet, so kann mich auch gar kein anderweitiger Zweifel an dem Resultate dieses Beweises irre machen, während ich ebenso wenig trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten an der Wirklichkeit der Freiheit zweifeln darf, wenn der Satz unumstößlich gewiß ist, — und er muß es sein, wenn der Beweis für die Thesis überhaupt etwas bedeuten soll — daß das Causalitätsgesetz in unbeschränkter Allgemeingültigkeit sich selbst widerspricht. Aber sehen wir uns doch noch einmal die Begründung dieses Satzes an. Wie lautete dieselbe? „Nun besteht aber eben darin das Gesetz der Natur: daß ohne hinreichend a priori bestimmte Ursache nichts geschehe." Gut, geben wir die Richtigkeit dieses Satzes zu; was läßt sich dann aus demselben schließen? Daß das Causalitätsgesetz in seiner All-

gemeinheit sich selbst widerspreche? Doch wohl nicht. Woraus sollte dies folgen? Aus dem Ausdrucke „eine hinreichend a priori bestimmte Ursache?“ Ist denn nicht jede Ursache hinreichend bestimmt, um ihre Wirkung hervorzubringen, wenn der Zustand eingetreten ist, welcher sie überhaupt zu wirken befähigt? Wo sucht ihr hier den Widerspruch gegen das Gesetz der Causalität? Hierauf erwidert ihr: Jede einzelne Ursache ist zwar durch eine vorausgehende Veränderung hinlänglich zur Wirkung bestimmt. Aber da diese Veränderung wiederum eine andere und diese eine dritte voraussetzen soll u. s. f. in infinitum, wie es die Antithesis behauptet, so würde die rückwärts verfolgte Reihe der Ursachen nirgends ein Ende haben; dann aber, glaubt ihr, könnte die gegenwärtige Wirkung nicht eintreten, weil zu diesem Zwecke, wie ihr meint, die Causalreihe a parte priori vollendet sein müßte. Da dies nun bei unbedingter Geltung des Causalitätsgesetzes nicht der Fall sein würde, so widerspricht sich dasselbe in unbeschränkter Allgemeinheit und es ist notwendig, eine erste Ursache, die ihrerseits nicht wiederum bedingt ist, anzunehmen. Hierauf ist zu erwidern: Es stehen sich bei der Frage nach der Möglichkeit einer ersten Ursache zwei Argumentationsweisen entgegen; diejenigen, welche in der Reihe der Veränderungen eine erste Ursache anzunehmen nicht gestatten, stützen sich auf die vollkommen klare und sichere Erkenntnis, daß eine Wirkung nur insofern eintreten kann, als ihr eine Ursache vorausgeht, aus der sie erfolgt; wo dies nicht der Fall ist, könnte auch keine Wirkung stattfinden, oder diese Wirkung wäre von Ewigkeit da. Dem gegenüber behaupten die Verteidiger der Thesis, was oben gesagt ist: daß eine Wirkung nur dann möglich sei, wenn die Reihe der vorausgehenden Ursachen vollendet wäre, d. h. wenn es eine erste und unbedingte Ursache der Reihe der Veränderungen gäbe. Haben nun diese beiden Argumentationsweisen gleichen Wert? Ist der Schluß der Thesis eben so wohl begründet, wie der, auf welchen sich die Antithesis stützt? Hierauf ist mit einem entschiedenen „Nein“ zu antworten. Was nämlich die Antithesis behauptet, erkennen wir mit vollkommenster

Deutlichkeit als ganz gewiß; was dagegen den Schluß der Thesis anbelangt, so gründet sich derselbe eigentlich nur auf das Unvermögen unseres Geistes, unendliche Reihen zu durchlaufen. Wer die Behauptung der Antithesis bestreitet, daß, soweit wir auch in der Reihe der Wirkungen und Ursachen zurückgehen mögen, uns doch nimmermehr eine erste Ursache gegeben werden kann, streitet gegen seine eigene bessere Einsicht; wer diese Behauptung aber festhält, verwickelt sich gewiß auch noch in Schwierigkeiten; aber diese stehen durchaus nicht im Widerspruche mit einer bestimmten und klaren Erkenntnis; der Verteidiger der Thesis behauptet etwas gegen die Vernunft, um hier einen aus der Theologie stammenden Ausdruck anzuwenden; der der Antithesis dagegen nur etwas, das zu begreifen über das Vermögen unserer Vernunft hinausgeht. Es verhält sich mit unserem Problem gerade so wie oben mit der Frage nach dem zeitlichen Anfange der Welt. Daß die Zeit selbst keinen Anfang haben könne, mußten wir zugeben, wenn wir uns auch beschieden, nicht zu verstehen, wie es dann zur Gegenwart habe kommen können. Aber das Unvermögen, dies letztere einzusehen, war doch nicht imstande, uns zu der Behauptung eines Anfangs der Zeit zu zwingen. Derselbe Fall liegt nun auch bei dem Gesetze der Causalität vor; daß es keine erste Ursache in der Reihe der Veränderungen geben könne, ist eine ganz gewisse Erkenntnis, an welcher dadurch nichts geändert werden kann, daß wir dann den Eintritt der gegenwärtigen Wirkung nicht begreifen; aber die erstere Erkenntnis umzustoßen, ist diese bloße Schwierigkeit nicht imstande. Wer also die Anfangslosigkeit der Zeit zugiebt, der muß auch den Beweis für unsere Thesis verwerfen. — Was nun hier von der Möglichkeit einer ersten und unbedingten Ursache gesagt ist, von der Kant eigentlich allein in der Thesis redet, überträgt sich auch auf die Annahme freier Handlungen im Laufe des Geschehens, insofern dieselben mit einer ersten Ursache aller Veränderungen die vollkommene Unabhängigkeit von vorausgehenden Zuständen bei der Hervorbringung von Wirkungen gemeinsam haben würden. Demnach

ist von unserer ganzen Antinomie zu sagen: Das Causalitätsgesetz ist ein Gesetz, dessen wir uns a priori bewußt sind, und dessen ausnahmslose Gültigkeit die Bedingung der Möglichkeit einer zusammenhängenden Erfahrung ist. Dagegen können wir uns von einer absoluten Spontaneität, durch welche allein eine freie Handlung hervorgebracht werden kann, gar keine Vorstellung machen; denn da im Zusammenhange der Erfahrungen, und von dem allein ist die Rede, eine jede Handlung einen Zustand der handelnden Ursache voraussetzt, aus dem sie erfolgt, und das Gesetz von der Continuität aller Veränderungen gar keinen Sprung in der Reihe des Geschehens gestattet, welchen eine aus absoluter Spontaneität hervorgegangene Handlung offenbar vorstellen würde, so sind wir durch die Beschaffenheit unseres Intellects, für den alle Veränderungen nur in der Form des Nacheinander, der Zeit, denkbar sind, bei jedem einzelnen Ereignis gezwungen, nach der vorausgegangenen Veränderung zu fragen, welche dasselbe herbeigeführt hat. Nur unter der Voraussetzung einer solchen festen Abhängigkeit alles zeitlichen Geschehens von dem in der Zeit unmittelbar Vorhergehenden sind wir imstande ein Ereignis zu verstehen; während wir gar kein Merkmal angeben können, an dem eine freie Handlung zu erkennen wäre. So wenig demnach die Zeitreihe einen ersten Anfang haben kann, da jeder Zeitpunkt nur insofern eintritt, als ihm ein anderer vorangeht, so wenig können wir in der Reihe des in der Zeit stattfindenden Geschehens einen ersten dynamischen Anfang gelten lassen. Wollten wir einen solchen annehmen, so würden wir durch unsern Intellect zu der sofortigen Frage genötigt sein, warum geschieht denn diese freie Handlung gerade jetzt? Wenn sie durch das Vorangegangene in keiner Weise bestimmt ist, warum ist sie dann nicht schon längst eingetreten? Diese Frage, welche wir namentlich dann aufwerfen müßten, wollten wir einen Anfang alles zeitlichen Geschehens in der Welt oder der Welt selbst durch eine frei handelnde Ursache außer der Welt annehmen, zeigt uns auf das deutlichste, daß entweder die Stellung der ganzen Frage falsch und überflüssig ist, oder daß

letztere nur mit dem Hinweis auf die vorausgehenden Ereignisse beantwortet werden kann, durch welche ein Anfang der Welt in einem bestimmten Zeitpunkte notwendig herbeigeführt worden ist. Indem wir nach dem Gesetze der Causalität in der Reihe der Wirkungen und Ursachen zurückgehen, kommen wir nie aus der Zeit selbst heraus und können deshalb auch durchaus keinen absoluten dynamischen Anfang weder einzelner noch sämmtlicher Causalreihen gestatten, ohne den Bedingungen der Zeit zu widersprechen, unter welchem dieser ganze Rückgang allein möglich war. Also kann durch den Umstand, daß wir gezwungen sind, zu dem gegebenen Bedingten die Totalität der Bedingungen zu denken, worauf der Beweis für die Thesis eigentlich beruht, durchaus gar nicht die Allgemeingültigkeit des Causalgesetzes bestritten werden; indem wir diese vielmehr vollkommen zugeben, verlegen wir entweder die Totalität der Bedingungen in die Unendlichkeit der anfangslosen Reihe; oder wenn wir diese Lösung nicht befriedigend finden, da innerhalb der Causalreihe uns nie das gesuchte Unbedingte begegnen wird, wie wir a priori wissen, und überhaupt das anfangslose mit ewiger Notwendigkeit verlaufende Geschehen einen den Forderungen der Vernunft nicht genügenden Rest enthält, so stürzen wir nun nicht etwa mit unserer Thesis das Gesetz der Causalität um, sondern ziehen aus dem hier stattfindenden Gegensatz den Schluß, daß Freiheit, wenn sie überhaupt zu finden ist, auf einem andern Gebiete liegt, als demjenigen des Naturgeschehens; und daß in einem Zusammenhange, der unserer Erkenntnis verborgen bleibt, dasjenige, was für unsern Intellect als physisch notwenig erscheint, vielleicht metaphysisch vollkommen frei und von aller Notwendigkeit unabhängig ist. Dann wäre der Frage nach der absoluten Totalität aller Bedingungen auf eine wenigstens in Anbetracht der Schranken unseres Erkennens befriedigende Weise Genüge geleistet, indem trotz aller Bedingtheit der einzelnen Wirkung doch die Totalität ihrer Bedingungen in jedem Augenblicke erfüllt sein würde, ohne daß wir dieselbe in einem endlosen Regressus zu suchen brauchten. Dies erscheint mir als der allein richtige

Schluß aus den Schwierigkeiten unserer Antinomie, aber nicht die Aufhebung der Allgemeingültigkeit des Causalgesetzes. Dieser Schluß ist natürlich und naheliegend, und es bedarf keineswegs der Kenntnis von Kants Ästhetik und Analytik, um denselben zu machen. Auf diese Weise treffen wir auch mit Kants Gedanken zusammen, der in dem Versuche, die Antinomie zur indirekten Begründung der transscendentalen Ästhetik zu machen, seinen Ausdruck findet, nur daß wir die Aufstellung der Antinomien, nach welchen die Freiheit für dasselbe Gebiet in Anspruch genommen wird, für welches zugleich ausnahmslos die natürliche Wirksamkeit gelten soll, als ein falsches und in sich widersprechendes Unternehmen verwerfen müssen. — Für denjenigen aber, der die unbeschränkte Gültigkeit des Causalgesetzes bestreiten will und Wirkungen aus Freiheit auch innerhalb der Natur annehmen zu können glaubt, ist natürlich gar keine Antinomie vorhanden; vielmehr gilt für ihn die Thesis, so daß also unter allen Umständen die Antinomie wegfällt. —

Die letzte Antinomie führt uns auf den Gegensatz des Zufälligen und Notwendigen. Sie geht wie die dritte von der Betrachtung der causalen Abhängigkeit aller Veränderungen von vorausgehenden Veränderungen aus; in dieser Reihe von Veränderungen vermißt sie das Unbedingte und durch sich selbst Existierende, bei dem es der menschlichen Vernunft gestattet wäre in der Erforschung der Kette der Ursachen und Wirkungen Halt zu machen; aber anstatt wie die vorausgehende Antinomie das Unbedingte in einer absoluten Spontaneität zu suchen, findet sie dasselbe vielmehr in dem notwendigen Wesen, welches sie allem Zufälligen als letzten Grund seines Daseins gegenüberstellt. Ohne nun hier schon die Berechtigung dieser Antinomie und die Denkbarkeit eines notwendigen Wesens überhaupt zu prüfen, erkennen wir dieselbe vorläufig an und untersuchen zunächst die Beweise für Thesis und Antithesis. Die Thesis behauptet: Zu der Welt gehört etwas, das entweder als ihr Teil oder ihre Ursache, ein schlechthin notwendiges Wesen ist. Dem stellt die Antithesis den Satz ent-

gegen: Es existiert überall kein schlechthin notwendiges Wesen, weder in der Welt, noch außer der Welt, als ihre Ursache. Die Beweise verlaufen ganz wie in der dritten Antinomie. Die Sinnenwelt, heißt es im Beweise für die Thesis, enthält eine Reihe von Veränderungen, deren jede bedingt ist. Nun setzt ein jedes Bedingte, das gegeben ist, in Ansehung seiner Existenz eine vollständige Reihe von Bedingungen bis zum Schlechthinunbedingten voraus, welches allein absolut notwendig ist Also muß etwas absolut Notwendiges existieren, wenn eine Veränderung als seine Folge existiert. Dieses Notwendige gehört aber selber zur Sinnenwelt; denn die oberste Ursache aller Veränderungen in der Zeit muß selbst in der Zeit als letztes Glied der Reihe gedacht werden. Also ist in der Welt selbst etwas Schlechthinnotwendiges enthalten (es mag nun dieses die ganze Weltreihe selbst oder ein Teil derselben sein).

Mit Gründen, welche die die Thesis stützenden Behauptungen umstoßen, wird die Antithesis folgendermaßen bewiesen:

Angenommen die Welt selber, oder in ihr sei ein notwendiges Wesen, so würde in der Reihe ihrer Veränderungen entweder ein Anfang sein, der unbedingt notwendig, mithin ohne Ursachen wäre, welches dem Gesetze der Causalität widerspricht, oder die Reihe selbst wäre ohne allen Anfang, und, obgleich in allen ihren Teilen zufällig und bedingt, im ganzen dennoch schlechthin notwendig und unbedingt, welches sich selbst widerspricht, weil das Dasein einer Menge nicht notwendig sein kann, wenn kein einziger Teil derselben ein an sich notwendiges Dasein besitzt.

Nimmt man dagegen eine schlechthin notwendige Weltursache außer der Welt an, so würde dieselbe als oberstes Glied der Reihe der Ursachen der Weltveränderungen das Dasein der letzteren und ihre Reihe zuerst anfangen. Nun müßte sie aber alsdann auch anfangen zu handeln, also würde ihre Causalität in die Zeit, und somit in die Welt fallen, also würde sie nicht außer der Welt sein, welches der Voraussetzung widerspricht. Also ist weder in der Welt, noch außer derselben

(aber mit ihr in Causalverbindung) ein schlechthin notwendiges Wesen.

Nach der ausführlichen Kritik, welche ich von den Beweisen der dritten Antinomie gegeben habe, ist es wohl kaum nötig, den jetzt vorliegenden eine eigene Widerlegung zu widmen, da dieselben genau so aufgebaut sind, wie die vorigen. Wie bei der dritten Antinomie muß ich auch hier sagen: Ist der Beweis für die Thesis richtig, so ist damit zugleicherzeit der für die Antithesis umgestoßen; denn wenn irgend eine beliebige Veränderung nur dadurch möglich ist, daß die gesammte Reihe von Veränderungen, in der sie steht, von einem notwendigen Wesen als oberstem Gliede abhängig ist, so ist ein solches eben anzunehmen und die Gegengründe der Antithesis fallen weg. Umgekehrt aber, geben wir den Beweis für die Antithesis zu, so ist der für die Thesis aufgehoben. Denn ist es unmöglich, in der Reihe der Veränderungen zu einem schlechthin ersten Anfang und damit zu einem unbedingt notwendigen Wesen zu gelangen, so ist auch die gerade vorliegende Veränderung ohne Annahme eines solchen nicht nur erklärlich, sondern muß notwendigerweise so erklärt werden. Das eine schließt das andere aus. Was aber nun noch mehr gegen den ganzen Widerstreit spricht, ist der Umstand, daß nach Kants eigenen Prinzipien die Antithesis die Annahme des absolut Unbedingten zuläßt durch die Verlegung desselben in die Unendlichkeit der Reihe von Veränderungen a parte priori. Ich habe dies schon bei der dritten Antinomie hervorgehoben. An unserer Stelle bringt uns Kant diesen Einwand selbst entgegen, indem er in den Anmerkungen zur Antithesis folgendes sagt: Es zeigt sich aber in dieser Antinomie ein seltsamer Contrast: daß nämlich aus eben demselben Beweisgrunde, woraus in der Thesis das Dasein eines Urwesens geschlossen wurde, in der Antithesis das Nichtsein desselben und zwar mit derselben Schärfe geschlossen wird. Erst hies es: es ist ein notwendiges Wesen, weil die ganze vergangene Zeit die Reihe aller Bedingungen und hiermit also auch das Unbedingte in sich faßt; nun heißt es, es ist kein notwendiges Wesen, eben darum, weil die ganze verflossene

Zeit die Reihe aller Bedingungen (die mithin wiederum bedingt sind) in sich faßt. Wie, frage ich, das wären zwei Schlüsse, die neben einander bestehen könnten? Für sich genommen, und den Satz, aus dem er gezogen wird, zugegeben ist freilich ein jeder richtig. Nur daß eben die Sätze, auf welche sich beide stützen, sich gerade so widersprechen, wie die Schlüsse selbst und nur der eine von beiden gelten kann. Denn nimmermehr ist es richtig, daß die ganze Reihe der Bedingungen sowohl das Unbedingte und Notwendige in sich faßt, als auch, daß sie es ausschließt; sondern ein ganz hartes Entweder-Oder ist hier an der Stelle Entweder kann man das Unbedingte in die ganze unendliche Reihe der Bedingungen verlegen oder nicht; nur das eine ist möglich, aber nicht zugleicherzeit auch das andere, wenn man nicht vorher den Satz vom Widerspruch umgestoßen hat. Wie wenig stichhaltig eigentlich diese ganze Argumentation ist, ersieht man aus dem Beispiel, welches Kant anführt, um zu zeigen, daß die obige Schlußart „selbst der gemeinen Menschenvernunft ganz angemessen sei.“ Wenn aus der Thatsache, daß der Mond uns stets dieselbe Seite zukehrt, der eine Astronom schließt, er drehe sich um seine Achse, der andere, er thue das nicht, so hat doch dies Beispiel nicht die mindeste Ähnlichkeit mit unserem Fall. Beide Schlüsse waren richtig, sagt Kant, nachdem man den Standpunkt nahm, aus dem man die Mondsbewegung beobachten wollte; nur daß bei verschiedenen Standpunkten der Widerspruch ganz hinwegfällt. Wenn aber der Standpunkt beide male derselbe ist, d. h. wenn ich unter Drehung des Mondes um seine Achse beide male genau dasselbe verstehe, so ist es a priori gewiß, daß nur der eine der beiden Sätze das wahre Verhältnis angiebt. In demselben Sinne kann ich nicht sagen, der Mond dreht sich um seine Achse, in welchem ich auch das Gegenteil behaupten kann, vielmehr nach dem allgemein angenommenen Standpunkte findet die Achsendrehung des Mondes eben nicht statt. Wenn demnach mindestens eine der beiden Behauptungen, entweder Thesis oder Antithesis, falsch ist, so lange ich beide in demselben Sinne, d. h. das notwendige Wesen als erstes Glied

der Veränderungen in der Sinnenwelt auffasse, so haben wir zu entscheiden, welche von den beiden richtig ist. Von diesem Standpunkt aus fällt nun nach unseren Ausführungen zur dritten Antinomie die Thesis einfach weg. Die Antithesis, nach welcher kein einzelnes Glied in der Reihe der von einander abhängenden Bedingungen unbedingt sein kann, behauptet weiter gar nichts als das a priori geltende Causalitätsgesetz. Daß wir beim Aufsteigen in dieser Reihe nie zu einem ersten, unbedingten oder notwendigen Gliede kommen, ist eine vollkommen klare und gewisse Erkenntnis, an der durch das Bedürfnis zu dem Bedingten das Unbedingte denken zu müssen, gar nichts geändert werden kann. Da aber dies Bedürfnis dennoch bestehen bleibt, so kann ich entweder das notwendige und unbedingte Wesen in die Totalität der a parte priori unendlichen Reihe abhängiger Bedingungen verlegen, oder ich komme wiederum, wie bei der vorigen Antinomie zu der Vermutung, daß die Sinnenwelt, in welcher mir alles nur unter Bedingungen des Raumes und der Zeit und nie ein Unbedingtes gegeben ist, nicht das wahre Wesen der Dinge enthält, in dem allein das Unbedingte gesucht werden darf. So kann auch das Verhältnis von Zufälligkeit und Notwendigkeit mich zu derselben Erkenntnis führen, zu welcher Kant durch den Umweg einer Antinomie gelangen wollte, die in Wahrheit nicht vorhanden ist, da für die Reihe der Veränderungen in der Sinnenwelt allein die Antithesis gilt. In seiner Auflösung der vierten Antinomie giebt dies Kant auch ganz und gar zu und steht hier fest auf dem Boden der Anthitesis, während die Thesis nur für die Welt des Intelligiblen Geltung hat[1]; dann ist aber auch die Antinomie verschwunden, da zwei Sätze nur dann im Widerspruche stehen, wenn sie von demselben Subjecte in derselben Beziehung widersprechende Prädicate behaupten. Das Resultat also, zu dem Kant

[1]) Allerdings steht Kant bei seiner Auflösung auf einem anderen, nämlich dem kritischen Standpunkte; dennoch bleibt meine obige Aeußerung bestehen, wie aus dem S. 41 ff. Gesagten hervorgehen wird; dort glaube ich zur Genüge gezeigt zu haben, daß der kritische Idealismus nicht zur Auflösung

schließlich gelangt, gebe ich zu; nur den Weg muß ich als ungangbar zurückweisen, um so mehr, als an stelle dessen ein ganz nahe liegender und direkt zum Ziele führender vorhanden ist, wie ich soeben und auch schon bei der vorigen Antinomie gezeigt habe.

Nachdem bisher die vierte Antinomie als gleichberechtigt mit den übrigen behandelt worden ist, muß jetzt noch aus verschiedenen Gründen die Frage nach dieser Berechtigung aufgeworfen werden. Einmal nämlich geht die vierte Antinomie ganz von denselben Erwägungen aus, welche auch für die dritte maßgebend sind. Beide betrachten die Abhängigkeit aller Ereignisse in der Zeit von vorausgehenden und ihrerseits wiederum abhängigen Bedingungen; da diese Reihe a parte priori kein Ende hat, und wir beim Rückwärtsschreiten in derselben nie zu einem unbedingten Anfang kommen, so finden wir zwischen dieser endlos sich fortsetzenden Bedingtheit der Veränderungen und dem Bedürfnisse der Vernunft etwas Unbedingtes zum Ausgangspunkt dieser Reihe zu machen einen Widerspruch, der zu allen Zeiten mehr oder weniger deutlich gefühlt worden ist und bei Kant sogar die Form der Antinomien angenommen hat, die sowohl Satz als Gegensatz beweisen sollten. Zur Befriedigung unserer Vernunft wäre es nun eigentlich hinreichend gewesen, einfach den Gegensatz zwischen Bedingtem und Unbedingtem in einer einzigen Antinomie aufzustellen und dann durch den transscendentalen Idealismus aufzulösen. Welcher Natur aber dieses Unbedingte sei, ob ein notwendiges Wesen oder eine freihandelnde Ursache, ist eine Frage, die in dem Zusammenhange des cosmologischen Problems entweder gar nicht untersucht zu werden brauchte, oder doch nicht zur Aufstellung einer zweifachen Antinomie berechtigte. Da nun aber Kant sich nicht damit begnügt hat,

---

der Antinomie als solcher dienen kann; wenn also Kant bei der Auflösung unserer Antinomie auf Seite der Antithesis steht, so geschieht dies nicht aus Gründen des transscendentalen Idealismus, wie er selbst glaubt, sondern deshalb, weil allein die Antithesis auch für den dogmatischen Standpunkt erweisbar ist.

einen einzigen Gegensatz, den zwischen Bedingtem und Unbedingtem, zu einer dritten Antinomie zu machen und derselben die Frage nach dem Wesen des Unbedingten unterzuordnen, wie es der Natur der Sache wohl am besten entspräche, so hätte in dem Zusammenhange der Kritik der reinen Vernunft aus sogleich anzugebenden Gründen an dieser Stelle die dritte Antinomie vollkommen genügt. Wenn nämlich die immer weiter zurückliegende Abhängigkeit eines gegebenen bedingten Ereignisses meinem Denken Schwierigkeiten macht, so sind dieselben dadurch aufgehoben, daß die Möglichkeit von Wirkungen aus Freiheit nachgewiesen wird. Da ich bei einem solchen Anfang nicht mehr nach Gründen zu fragen habe, so bietet er meinem Denken, wenn er auch deshalb noch lange nicht ganz begreiflich ist, doch einen festen Halt, von dem aus ich dann das Folgende ableiten kann. Somit ist meiner Forderung von etwas Unbedingtem genügt, ohne daß ich das Bedürfniß hätte, nun noch die Frage aufzuwerfen, ob das frei handelnde Wesen unbedingt notwendig sei oder nicht. Wenn auch nicht in einem anderen Zusammenhange, so wäre doch in der Kritik der reinen Vernunft diese Frage überflüssig, da sie ja im dritten Abschnitte der transscendentalen Dialektik eingehend und genau bei der Kritik der Gottesbeweise behandelt wird. Hier war auch für diese Frage nach einem notwendigen Wesen der eigentliche Platz, und hier wird sie mit der ganzen Meisterschaft, welche Kant in der Untersuchung philosophischer Probleme zu Gebote stand, erörtert. Aus dem Zusammenhange der Kosmologie mußte sie also entweder entfernt, oder wollte sie Kant wirklich eingehend behandeln, so mußten hier die Erörterungen des dritten Abschnittes gleich eingeschaltet werden. Denn daß Kant sagt, er dürfe sich hier blos cosmologischer Argumente bedienen, um zum Dasein eines notwendigen Wesens zu gelangen, während der Beweis aus dem bloßen Begriffe eines obersten Wesens zu einem andern Princip der Vernunft gehöre, kann nicht genügen; wenn ich einmal von einem notwendigen Wesen rede, so muß ich auch darüber im klaren sein, ob dieser

Begriff überhaupt etwas besagt oder nicht; hätte nun Kant hier gleich gezeigt, daß dieser Begriff für uns gar nichts bedeuten kann, da wir die Existenz eines jeden Wesens in Gedanken aufheben können, so wäre der ganze Gegensatz zwischen Zufälligkeit und Notwendigkeit weggefallen und allein die dritte Antinomie geblieben, oder an stelle deren der einfache Gegensatz zwischen Bedingtem und Unbedingtem getreten. Weshalb nun aber die vierte Antinomie dennoch dasteht, ist niemandem ein Rätsel; einfach der Symmetrie zu liebe, welcher zufolge Kant die Antinomien unter die vier Titel seiner Kategorientafel gebracht hatte. Dort findet sich unter den modalen Kategorien auch der Gegensatz von Zufälligkeit und Notwendigkeit, folglich mußte derselbe als vierte Antinomie wiederkehren. Auf eine Kritik dieser Ableitung nun, nach welcher die Antinomien der Tafel der Kategorien entsprechend aufgebaut werden, wie auch derjenigen, welche das ganze kosmologische Problem von dem hypothetischen Vernunftschluß abhängig macht, kann ich mich nicht einlassen; das Falsche dieser Ableitungen liegt meines Erachtens für den unbefangenen Beurteiler zu sehr am Tage, als daß dieselben hier noch zurückzuweisen wären, nachdem dies Verfahren Kants schon so häufig critisiert worden ist. Wollte man eine Ableitung der Antinomien versuchen, so könnte es auf eine natürliche Weise nur aus dem Gegensatze geschehen, der einerseits zwischen den apriorischen Formen unserer Anschauung und ihrem Inhalte besteht, andererseits zwischen dem gleichfalls a priori geltenden Causalitätsgesetze und der Forderung des Unbedingten durch unsere Vernunft. Raum und Zeit, die beiden Grundformen der anschaulichen Welt, sind uns, der Raum nach allen, die Zeit nach ihren beiden Seiten, als unendlich gegeben oder wenigstens als potentialiter unendlich, wenn man den Ausdruck „ein gegebenes Unendliche" vermeiden will. Es erhebt sich die natürliche Frage, ob auch dasjenige, was Raum und Zeit erfüllt, unendlich oder blos endlich ist. Zweitens ist der Raum in das Unendliche teilbar; die Frage ist, ob auch die den Raum erfüllende Materie diese Eigenschaft besitzt. Als dritter

Gegensatz bliebe der zwischen dem Gesetze der Causalität und dem Verlangen unserer Vernunft nach einem Unbedingten, als dem Ausgangspunkte aller Veränderungen übrig; diesem könnte man dann allenfalls die dritte und vierte Antinomie unterordnen. Aus rein theoretischen Gründen und außer dem Zusammenhange der Kritik der reinen Vernunft kann man sich aber auch mit der vierten begnügen, wenn man nicht gerade darauf besteht, das gesuchte Unbedingte als notwendiges Wesen zu bezeichnen, da dieser Begriff für uns keinen Inhalt besitzt. Dann würde diese Antinomie allerdings blos den allgemeinen Gegensatz darstellen zwischen dem Bedingten und Unbedingten, und die Frage nach der Freiheit könnte in dem Zusammenhange der Cosmologie ganz unberührt bleiben. Daß aber das theoretische Bedürfnis hierbei seine Befriedigung finde, ersieht man aus den Systemen, welche die Freiheit ganz und gar leugnen z. B. aus dem des Spinoza. Die eine, allumfassende durch sich selbst und notwendig existierende Substanz desselben ist das Unbedingte, welches die Vernunft verlangt. Aus der ewigen Natur dieser Substanz gehen als Modificationen ihrer Attribute die Einzeldinge und alle Reihen von Veränderungen mit Notwendigkeit hervor, ohne daß für die Freiheit irgend eine Stätte bliebe; dennoch ist auf diese Weise dem Grundsatze der Vernunft, welcher das Unbedingte verlangt, vollkommen Genüge geleistet, wenn man die Voraussetzung der einen Substanz einmal zugeben und wegen des Hervorgehens der Modificationen aus derselben keine Zweifel erheben will, was ja hypothetisch ganz gut möglich ist. Dasselbe Verhältnis findet auch bei dem Materialismus statt, welcher die Schwierigkeiten im Begriffe der anfangslosen Veränderungen dadurch ausgleicht, daß er die Ewigkeit der Materie, an welcher alle Veränderungen vorgehen, und damit ihre Unabhängigkeit von einer äußeren Ursache annimmt. Das Bedürfnis der Freiheit bleibt dann zwar immer noch, wie auch bei Spinoza bestehen, aber nicht aus theoretischen, sondern moralischen Gründen, die jedoch bei der cosmologischen Speculation zunächst nicht berücksichtigt werden können.

Der eigentliche Ursprung der in den Kantischen Antinomien vorliegenden Schwierigkeiten ist also nach unserem Erachten in der Beschaffenheit der apriorischen Formen des menschlichen Intellects zu suchen. Diese Formen, Raum, Zeit, Causalität, sind ihrer Natur nach unendliche Größen, der Raum nach allen, die Zeit nach ihren beiden Seiten und die Causalität wenigstens a parte priori. Aus der Unendlichkeit dieser Formen, welche für uns stets zu groß, aber doch vollkommen einleuchtend ist, ergeben sich die Fragen nach der Größe der in denselben sich darstellenden Welt. Nehmen wir nun auch diese als unendlich an, so bleibt sie für unser Vorstellungsvermögen stets zu groß; wird sie aber für endlich gehalten, so ist sie zu klein, um die Unendlichkeit jener Formen auszufüllen, so daß stets eine Differenz übrig bleibt, welche Schwierigkeiten verursacht.

Gegen diese Ableitung der Antinomien, — um den Ausdruck der Kürze halber beizubehalten, — aus den apriorischen Formen unseres Intellekts, läßt sich nun noch als Einwand die Frage erheben, ob es dann nicht noch mehr Antinomien geben könne, ob nicht z. B. auch der Satz von der Beharrlichkeit der Materie auf eine solche führe. Indem ich zunächst die Apriorität dieses Satzes anerkenne, wenn ich an dieser Stelle auch keinen Beweis für dieselbe geben und mich ebensowenig auf den Kantischen berufen kann, muß ich zugleich erwidern, daß hier die Schwierigkeit nicht vorliegt, auf welcher in den übrigen Fällen die Antinomie beruht. Der Satz von der Beharrlichkeit der Materie drückt eine Eigenschaft derselben aus, welche von ihrer Größe ganz unabhängig ist und also auch nicht den Begriff der Unendlichkeit bei sich führt, der die Probleme der Antinomie veranlaßte. Ob die Materie den Raum in das Unendliche erfüllt oder nicht, ist eine Frage, von der ihre Unvergänglichkeit nicht berührt wird; ein anderer Gegensatz kann hier aber nicht aufgestellt werden. Außer dem Satze von der Beharrlichkeit der Materie aber, und den Formen von Raum, Zeit und Causalität erkenne ich kein anderes der anschaulichen Welt zugrunde liegendes Apriori[1]) unseres

[1]) Zur Erläuterung dieses Ausdruckes bemerke ich hier, daß es im menschlichen Geiste ein doppeltes Apriori giebt; dasjenige, welches die

Intellects an; ich kann dies hier blos als meine Überzeugung aussprechen, aber den Beweis dafür nur anderswo in einem größeren Zusammenhange liefern. An diesem Orte und für meinen Zweck ist aber auch nicht mehr zu sagen nötig; meine Ableitung der Antinomien wird von dieser Frage gar nicht berührt, ja kann auch von dem zugestanden werden, der das Apriori mehr beschränkt, oder gar kein solches anerkennt (durch welche letztere Ansicht allerdings nach meiner Überzeugung alle Möglichkeit des Erkennens vollständig aufgehoben wird); denn auch in diesem Falle gehen die cosmologischen Probleme doch aus dem Wesen von Raum, Zeit und Causalität hervor. —

Wir stehen mit dieser Erörterung am Schlusse desjenigen Teiles unserer Untersuchung, welcher die Aufgabe hatte, die Beweise für die Antinomien zu prüfen; da dieselben zum weitaus größten Teile diese Prüfung nicht bestanden haben, so ist es selbstverständlich, daß auch an den nun folgenden Abschnitten, in denen Kant die Auflösung des cosmologischen Streites der Vernunft mit sich selbst giebt, gar manches ausgesetzt werden muß; doch wird der eigentlich wertvolle Inhalt derselben dadurch nicht angefochten; denn dieser ist, wie sich zeigen wird, von der Antinomie als solcher ganz unabhängig und vielmehr ein Beweis für die Falschheit derselben. — Die Auflösung des dialektischen Streites geschieht, wie bekannt, mit Hülfe des transscendentalen Idealismus, durch den Nachweis eines Fehlers in dem den Antinomien zu Grunde liegenden dialektischen Argumente:[1]) Wenn das Bedingte gegeben ist, so ist auch die ganze Reihe aller Bedingungen desselben gegeben, nun sind uns Gegenstände der Sinne als bedingt gegeben, folglich etc. In diesem Schlusse, zeigt Kant, ist das Bedingte im Obersatze in anderer Bedeutung gebraucht, als im Untersatze; im Obersatze in transscendentaler Bedeutung einer reinen Kategorie, um

---

Anschauung einer objectiven Sinnenwelt und ein anderes, welches die Bildung der Begriffe möglich macht; das erstere ist Gegenstand der Transscendentalphilosophie, das zweite der Logik; zu dem letzteren gehören die Denkgesetze, die Fähigkeiten des Verknüpfens und Trennens von Merkmalen etc.

[1]) Siebenter Abschnitt der Antinomie der reinen Vernunft. Eingang.

hier Kants Terminologie anzuwenden, im Untersatze in empirischer Bedeutung eines auf bloße Erscheinungen angewandten Verstandesbegriffes. Indem auf diese Weise in dem vernünftelnden Argumente ein Sophisma figurae dictionis aufgezeigt wird, verwandelt sich dasselbe aus einem constitutiven Grundsatze, für den wir es fälschlich gehalten haben, in ein regulatives Princip im empirischen Gebrauche der Vernunft und lautet: Wenn das Bedingte gegeben ist, so ist auch der Regressus zu den Bedingungen aufgegeben. Durch diese die Frage auf ein ganz anderes Gebiet hinüberführende Wendung glaubt nun Kant das Mittel gewonnen zu haben, um unter Zuhülfenahme der Resultate seines transscendentalen Idealismus den Widerspruch der Antinomien befriedigend auflösen zu können. Doch indem ich diese Wendung vollkommen billige, ja für meine Person gestehe, daß in derselben implicite die ganze Kantische Transscendentalphilosophie und damit der ungeheure Fortschritt enthalten ist, welchen dieselbe gegen alle vorausgehende Philosophie bezeichnet, so kann ich doch nicht zugeben, daß damit die Antinomien beseitigt werden; vielmehr würden diese gerade wie vorher gelten, nur nicht mehr für die Welt der Dinge an sich, sondern für die Welt als Erscheinung. Alles, was aus der Veränderung des obigen Argumentes und dem transscendentalen Idealismus folgen kann, ist nur die Übertragung der Antinomien von den Dingen an sich auf den empirischen Regressus unseres Erkennens, in welchem allein noch die Welt in Raum, Zeit und Causalität gegeben sein würde. Denn um hier noch einen der hauptsächlichsten Einwände gegen die Antinomienlehre zu erheben: Es ist keineswegs die Annahme von der absoluten Realität der Sinnenwelt, welche auf die Widersprüche der Antinomien führt, wie Kant dies meint, und weßhalb er sie überhaupt aufstellt; wäre dies der Fall, so müßten alle Beweise ausdrücklich aus dieser Annahme abgeleitet werden; statt dessen ergeben sich die Schwierigkeiten der Antinomien ganz allein aus der Natur von Raum, Zeit und Causalität, welche potentialiter unendlich sind und die Frage veranlassen, ob diese potentielle Unendlichkeit

auch von der jene Formen erfüllenden Welt anzunehmen ist. Aus der Natur dieser Formen sind die Beweise allein gezogen; also gelten sie auch für die in diesen Formen sich darstellende Welt; welche Art von Realität aber derselben zukommt, ob absolute oder die nur relative innerhalb unserer Vorstellung, ist, was den Widerspruch als solchen anbelangt, vollkommen gleichgültig. Wir würden auf diese Weise auch durch den transscendentalen Idealismus der Lösung des aufgestellten Widerspruches nicht näher gekommen sein; denn, wie gesagt, mag Raum und Zeit zur objectiven Beschaffenheit der Dinge an sich oder nur zu unserer subjectiven Anschauung einer an sich in anderen Formen existierenden Welt gehören, so bleiben doch die Beweise, durch die wir etwas über die Größe dieser letzteren auszumachen gedachten, ganz dieselben, auch wenn wir zur Erkenntnis der Idealität von Raum und Zeit gelangt zu sein glauben. Denn wie anders können wir über die Größe unseres Regressus etwas bestimmen, als durch Betrachtung der Formen, in welchen derselbe anzustellen ist? Diese Formen aber bleiben dieselben und behalten die gleichen Gesetze, ob sie absolute oder nur relative Realität besitzen; und da die Welt der Dinge an sich uns in diesen Formen erscheint, so muß sie sich auch, so weit sie uns innerhalb derselben zugänglich ist, ihren Gesetzen gerade so fügen, als ob sie auch an sich selbst in Raum und Zeit läge. Will ich demnach z. B. etwas über die Natur der mir in der Form der Zeit gegebenen Veränderungen ausmachen und zu erforschen suchen, ob die Reihe derselben einen Anfang hat oder nicht, so ist dies nur durch ganz dieselben Erwägungen möglich, die mich auch bei der natürlichen Annahme der absoluten Realität der Zeit leiten würden. Da mir nun die Natur der Zeit klar und eindringlich lehrt, daß sie nie einen Anfang haben kann, und folglich eben so wenig die Reihe der Veränderungen in ihr, da eine jede derselben nur durch eine vorausgehende Veränderung möglich ist, wenn ich auch schon der Welt selbst einen Anfang zugestehen könnte, wobei ich dann aber eine andere Reihe von Veränderungen vor diesem Anfang voraussetzen muß — so ist

dabei die Natur an sich dieser Veränderungen ganz gleichgültig; da sie eben in der Form der Zeit mir erscheinen, so muß dieses Ansich so beschaffen sein, daß es, so weit ich auch im Regressus gelangen mag, doch immer noch Stoff enthält, welcher sich mir als Veränderung in der Zeit darstellt; fehlte es der Natur der Dinge an sich je an diesem Stoffe, so könnte mir auch die gegenwärtige Veränderung nicht gegeben sein, da dieselbe nur möglich ist durch eine unendliche Reihe ihr vorausgehender Veränderungen. Hätte nun Kant mit seinen Antinomien Recht, so würden sich dieselben unter Voraussetzung des transscendentalen Idealismus, wie gezeigt worden, einfach auf den Regressus übertragen, der an die Stelle der objectiven Beschaffenheit der Welt zu treten hätte. Dann also hieße es: Der Regressus in der Zeit und der Progressus im Raume sind sowohl endlich als unendlich; die Teilung der Materie geht sowohl nur in das Endliche als auch in das Unendliche; alle Wirkungen in der Sinnenwelt sind sowohl ausnahmslos bedingt, als auch zum Teil unbedingt; und endlich würden wir in der Reihe der Bedingungen zu einem unbedingten und notwendigen Gliede sowohl gelangen, als auch nicht gelangen. Dies ist die einzig mögliche Folge, welche sich bei der wirklichen Geltung der Beweise für die Antinomien aus der Erkenntnis ergeben würde, daß die Welt, von welcher wir widersprechende Sätze aufstellen zu können glaubten, gar keine absolute Realität besitzt. Was aber finden wir statt dieser Lösung bei Kant? Einfach die vollständige Durchführung der Antithesis für die Welt der Erscheinungen. Aber wie kommt er hierzu? Warum soll nicht gerade so gut die Thesis gelten können, wenn sie doch vorher bewiesen worden ist? Oder warum fällt nicht Thesis und Antithesis zugleich weg, wenn wirklich beide bewiesen und eben damit gezeigt war, daß beide falsch, also nicht bewiesen seien? Was aber die Welt der Dinge an sich anbelangt, woher der Unterschied, der hier zwischen den mathematischen und dynamischen Antinomien stattfindet? Warum gelten von den ersten weder Thesis noch

Antithesis, von den letzteren aber die Thesis für die Dinge an sich? Mußten nicht auch die Thesen der beiden letzten Antinomien wegfallen, wenn dieselben wirklich aus der Annahme entspringen, daß die Welt in Raum und Zeit absolute Realität besitzt? Wenn Thesis und Antithesis sich wirklich gegenseitig aufheben? Doch genug der Fragen. Auf dieselben giebt es keine andere Antwort als die, daß die Antinomien falsch waren; und Kants Lösung derselben ist nur dadurch zu erklären, daß er hierbei von den erst aufgestellten Widersprüchen ganz und gar absah und die Welt ohne Antinomien unter dem Gesichtspunkte seines transscendentalen Idealismus betrachtete; dann ergab sich einfach aus den schon feststehenden Resultaten desselben, daß Raum und Zeit von der Welt an sich gar keine Geltung haben, daß aber eben dadurch die Verlegung der Freiheit und des Unbedingten in jenes Gebiet möglich sei; wogegen für die Erscheinungswelt die Causalität ihre ausnahmslose Gültigkeit behielt. Zu dieser Lösung bedurfte es aber keineswegs der Antinomie, sondern im Gegenteil der Erkenntnis, daß in der Sinnenwelt alles der Causalität unterworfen sei; nur von dieser Ueberzeugung aus konnte man auf den Gedanken kommen, die Freiheit und das Unbedingte in die intelligible Welt zu versetzen.

Aus diesen Einwürfen ergiebt sich, daß, wenn die Antinomien richtig wären, die Auflösung derselben falsch sein würde; umgekehrt aber ist die Auflösung, wenn sie sich als richtig herausstellt, ein Beweis für die Falschheit der Antinomien. Dies ist nun auch thatsächlich der Fall. Denn die eben formulierten Einwände sollten sich nicht gegen die Lösung der Antinomien, sondern gegen die letzteren selbst richten. Was aber die Lösung als solche anbelangt, so kann ich derselben, da sie von den Antinomien ganz unabhängig ist, wenigstens in der Hauptsache beistimmen. Im einzelnen jedoch muß ich mir erlauben, auch hier abweichende Ansichten aufzustellen.

Um nun zu der Auflösung der einzelnen Antinomien und zunächst der ersten jetzt überzugehen, so ist es für den idealistischen

Standpunkt vollkommen richtig, daß die Bedingungen zu dem Bedingten, da sie nicht logisch, sondern nur in Raum und Zeit, also anschaulich gegeben sind, nur insofern als vorhanden betrachtet werden können, als der Regressus zu ihnen gelangt; eben so wenig unterliegt es einem Zweifel, daß dieser Regressus, eben weil er in Raum und Zeit fortschreitet, nie zu einem Unbedingten gelangen kann. Aber daraus ergiebt sich keineswegs, daß es unmöglich ist, im Regressus je zu einem Ende der Welt, entweder im Raume oder in der Zeit, zu gelangen. Nehmen wir dies an, so müssen wir allerdings auch ein zeitliches Geschehen vor der Welt und einen leeren Raum außer derselben annehmen; das aber ist beides sehr wohl denkbar. Man kann also Kant nicht beistimmen, wenn er nun einfach das Gegenteil behauptet und als Grundsatz für den Regressus im Raume und und in der Zeit (sofern diese ein Geschehen innerhalb der Welt enthält) einen Fortgang in indefinitum aufstellt, d. h. einen solchen, der noch so weit fortgesetzt doch nie ein Ende finden wird. Er begründet diese Ansicht mit dem Satze, daß im empirischen Regressus keine Erfahrung von einer absoluten Grenze, mithin von keiner Bedingung als einer solchen, die empirisch schlechthin unbedingt sei, angetroffen werden könne. Der Grund davon aber ist, fährt er fort: daß eine dergleichen Erfahrung eine Begrenzung der Erscheinungen durch Nichts, oder das Leere, darauf der fortgeführte Regressus mittelst der Wahrnehmung stoßen könnte, in sich enthalten müßte, welches unmöglich ist. Zugegeben auch, daß die Wahrnehmung eines solchen schlechthin Leeren unmöglich ist, so kann doch der Schluß auf ein solches sehr wohl möglich sein. Denn was ich bemerken kann, ist, daß meine Wahrnehmungen eine Grenze haben, und daß über diese Grenze hinaus keine Gegenstände im Raume mehr anzutreffen sind. Ebenso kann man sich vorstellen, daß der Regressus in der Zeit zu einem Punkte führt, über welchen hinaus innerhalb der Welt keine Veränderungen mehr anzutreffen sind. Daraus würde ich dann zwar nicht auf eine leere Zeit vor der Welt, aber wohl auf einen Anfang der Welt selbst schließen können, vor dem ich

allerdings der Natur der Zeit zufolge ein außerweltliches, aber noch immer zeitliches Geschehen annehmen muß. Diese Wahrnehmungen sind, sollten sie auch nie zu machen sein, doch sehr wohl zu denken möglich, und auf die Behauptung ihrer Unmöglichkeit kann man nicht mit Kant den Satz gründen, daß innerhalb der Reihe der Erscheinungen ein regressus in indefinitum stattfinde. Mag dieser Regressus mir immerhin die Wahrnehmung einer Grenze der Welt im Raume oder in der Zeit unmöglich machen, so bleibt die Frage trotzdem, ob eine solche nicht dennoch vorhanden sein würde, wenn nur die Mittel unserer Wahrnehmung bessere wären. An sich muß jedenfalls eines von beiden stattfinden, da eine Antinomie unmöglich ist: Entweder ist die Welt der Dinge an sich so beschaffen, daß der Regressus in Raum und Zeit nie an ein Ende gelangen kann, oder aus der Beschaffenheit der intelligiblen Welt folgt ein Ende des Regressus, auch wenn wir dies, sollten wir selbst zur Grenze des Wahrnehmbaren gekommen sein, nie nachweisen könnten.

Die Kantische Lösung der ersten Antinomie ist sonach ungenügend; es fragt sich, ob wir andere Mittel haben, um etwas über die Größe der Welt in Raum und Zeit auszumachen. Wenn ich nun hier noch einige Bemerkungen hinzufügen darf, so möchte ich zunächst sagen, daß ich als auf dem Standpunkte des transscendentalen Idealismus stehend ein thatsächliches Vorhandensein der Welt in Raum und Zeit nur insofern zugeben kann, als wir die Welt in diesen Formen wahrnehmen. Demnach ist die Größe der Welt in Raum und Zeit immer genau gleich dem Teile derselben, welchen wir von ihr kennen; was über die Grenzen unserer bisherigen Wahrnehmung hinausliegt, liegt auch außerhalb des Raumes und der Zeit und nimmt nur dann diese Formen an, wenn sich unsere Wahrnehmungen erweitern. Es handelt sich für diesen Standpunkt also nur um die mögliche Größe des Wahrnehmungsgebietes, um die Frage, ob der Regressus in das Unendliche fortgesetzt werden könne oder nicht. Was nun zunächst diesen Regressus in der Zeit, d. h. die Frage nach Anfang oder Anfangslosigkeit

der Welt anbelangt, so muß ich zuerst wiederholen, was ich schon genugsam dargelegt habe, daß von der Zeit selbst gar kein Anfang zu denken möglich ist. Dieser Charakter der Zeit überträgt sich nun auch auf das Geschehen in derselben: auch von diesem ist kein Anfang denkbar, ohne daß wir ihm andere Veränderungen vorausgehen lassen. Doch würde dies, wie schon bemerkt, kein Hindernis sein, um sich einen Anfang der Welt vorzustellen, wenn man dabei nur nicht vergißt, das zeitliche Geschehen auf dasjenige agens zu übertragen, welches die Welt in der Zeit hervorgebracht hat. Dies aber ist nach meiner Meinung unumgänglich nötig; denn ein absolutes Entstehen aus Nichts erscheint mir als undenkbar. Unter dieser einschränkenden Bedingung jedoch halte ich es für möglich, sich einen Anfang der Welt wenigstens in abstracto vorzustellen. Will man nun aber diesen ganz abstracten Gedanken in eine concrete Vorstellung verwandeln, durch die er allein fruchtbar werden kann, so zeigen sich die größten, aus dem Umstande entspringenden Schwierigkeiten, daß die Welt im Raume liegt. Da wir uns nämlich durchaus kein Verschwinden der Materie aus dem Raume, sondern höchstens eine Zerstreuung derselben in unendliche unserer Wahrnehmung unzugängliche Fernen, oder eine Auflösung in nicht mehr sichtbare Teile vorstellen können, so bleibt, wenn wir die Veränderungen in der Welt rückwärts auch in noch so weit entlegene Zeiten verfolgen wollen, doch immer die Materie als bereits gegeben da. Beim Rückwärtsgehen in der Zeit können wir allenfalls auf einen ersten Zustand der Materie kommen, welcher allen Veränderungen vorausgeht, diese selbst aber nimmermehr aus unserer Vorstellung entfernen. Wenn wir nun aber einen ruhenden Zustand der Materie als ursprünglich annehmen, so ist wiederum nicht einzusehen, wie die Bewegung innerhalb der Welt aus einem solchen hervorgehen soll, da dieselbe uns nur verständlich ist, wenn wir sie aus anderweitigen bereits vorhandenen Bewegungen entspringen lassen. Auf diese Weise ist es denn auch viel richtiger, sich die Bewegung ohne Anfang vorzustellen, als anzunehmen, daß eine von Ewigkeit

vorhandene Materie auf eine unbegreifliche Weise aus dem Zustande der Ruhe in den der Bewegung übergegangen ist. Denn alle Hypothesen von einem ersten Beweger oder einem weltbildenden Princip, das an der schon vorhandenen Materie seine Arbeit begann, dienen nur dazu, meinem Denken einen Ruhepunkt zu gewähren, ohne mir das erste Entstehen von Veränderungen im mindesten begreiflich zu machen.

Allen diesen Erwägungen gegenüber läßt sich die Annahme eines Anfangs der Welt nur auf eine einzige Weise, so viel ich wenigstens sehe, verteidigen, nämlich mit Hülfe des transscendentalen Idealismus, nach welchem der Satz von der Beharrlichkeit der Materie, ebenso wie diese selbst nur als Erscheinung existiert, auch nur unter der Annahme eines vorstellenden Subjektes gilt.[1]) Nehmen wir alle unter der Form des Raumes die Dinge anschauenden Wesen aus der Welt hinweg, so verschwindet für den Standpunkt des Idealismus zugleich auch die Materie, welche nur im Raume existieren kann, und es bleibt nur das derselben zu grunde liegende Ding an sich übrig, dessen Daseinsform aber eine übersinnliche ist. So lange es also Wesen giebt, die die Form der Raumanschauung besitzen, so lange ist freilich eben dieser Form zufolge ein Verschwinden der Materie, wie ein Entstehen derselben undenkbar. Ob dies aber auch von dem Dinge an sich der Materie gilt, können wir nicht entscheiden. Für uns freilich muß auch dies als unvergänglich erscheinen, weil seine Erscheinung, die Materie, unvergänglich ist. Aber

---

[1]) Der Satz von der Beharrlichkeit der Materie ist nicht so zu verstehen, als könnten wir das Dasein derselben auch in Gedanken nicht einmal aufheben; das ist natürlich jederzeit möglich. Aber eine thatsächliche Vernichtung der einmal gegebenen Materie auf empirischem Wege, d. h. mit Hilfe der in der Natur wirksamen Kräfte ist undenkbar, weil dieselbe trotz noch soweit fortgesetzter Teilung oder Zerstreuung und bei aller Umwandlung der Stoffe dennoch im Raum, d. h. Materie bleibt. Auf eine für uns nicht mehr vorstellbare Weise, d. h auf metaphysischem Wege, könnte aber die Materie ebensowohl entstanden sein, als auch wieder vergehen; der Satz von der Beharrlichkeit derselben hat also nur empirische, aber keine absolute Wahrheit; wenigstens können wir die letztere nicht beweisen.

dies gilt doch nur so lange, als unsere Anschauung da ist; beides gehört eng zusammen; gerade deshalb aber kann man sich auch ein Verschwinden beider wenn nicht vorstellen, so doch als möglich denken, wenn auch dieser Gedanke immerhin die größten Schwierigkeiten behält; andererseits ist aber zu erwägen, daß ein Entstehen oder Verschwinden der der Materie zu grunde liegenden Dinge an sich vielleicht nach ganz anderen Formen stattfinden könnte, als denjenigen, unter welchen unser an die Zeit geknüpftes Vorstellen Entstehen und Vergehen kennt Um aber zuletzt auch gegen diese nur unter Voraussetzung idealistischer Weltanschauung mögliche Ansicht zugleich den aus dem Idealismus selbst sich ergebenden Einwand zu erh.ben, so ist zu bemerken, daß die Idealität der Zeit einerseits zwar uns die Möglichkeit bietet, noch andere Formen des Entstehens und Vergehens als die uns bekannten anzunehmen, andererseits aber gerade dazu benutzt werden kann, um für die Welt der Dinge an sich die Frage nach Entstehen und Vergehen als ungehörig und als eine unstatthafte Übertragung der Formen der Erscheinung auf dasjenige, was gerade nicht Erscheinung ist, von vornherein abzuweisen.

Weiter habe ich über die Frage nach dem Weltanfang hier nichts zu sagen. Indem ich das letzte Wort in derselben an dieser Stelle nicht zu sprechen wage, wende ich mich zu der andern Frage, ob die Erfüllung des Raumes durch die Materie als endlich oder unendlich anzunehmen ist. Wenn wir der Reihe des zeitlichen Geschehens a parte priori kein Ende zugestehen können, so liegt das Verhältnis bei der den Raum erfüllenden Materie anders; obschon der Raum selbst keine Grenzen hat, so überträgt sich dessen Unendlichkeit doch keineswegs auf dasjenige, was ihn erfüllt. Die Materie bildet nicht, wie die Veränderungen in der Zeit, eine Reihe, in der jedes Glied nur insofern da wäre, als ein anderes als Bedingung desselben vorhanden ist; wenigstens nicht nach allem, was wir von ihr wissen. Oder läge etwa diese Auffassung nur an unserer mangelhaften Kenntnis des Wesens der Materie? Sollte jene Abhängigkeit doch stattfinden? Jeder einzelne

Körper und jedes System von Weltkörpern nur dadurch möglich sein, daß es nach allen Seiten hin in das Unendliche von Materie umgeben ist? Ich weiß keine Antwort auf diese Frage, wollte sie aber dennoch als eine Hypothese aussprechen, über deren Berechtigung nur tiefere Untersuchungen entscheiden können. Wäre diese Annahme freilich richtig, so würde damit die Unendlichkeit der Materie bewiesen sein; doch da eine derartige Kenntnis derselben, nach welcher Unendlichkeit zu ihrer Möglichkeit gehören würde, uns nicht gegeben ist, so müssen wir andere Erwägungen anstellen, um wenigstens eine mutmaßliche Entscheidung der Frage zu gewinnen.[1] Wollte man einmal die Endlichkeit der Materie hypothetisch annehmen, so würde dieselbe einen Schwerpunkt verlangen. Gelänge es nun der Astronomie, für alle uns bekannten Weltkörper einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt zu finden, und wäre mit dieser Entdeckung zugleich die andere verknüpft, daß über die nach jenem Schwerpunkte gravitierenden Gestirne keine anderen mehr aufzufinden wären, trotzdem unsere Instrumente noch ein größeres Wahrnehmungsgebiet beherrschten, dann hätte die Vermutung der Endlichkeit der Körperwelt manches für sich. Von Gründen aber, die sich auf unsere bisherige Kenntnis der Welt im Raume stützen, wüßte ich keinen anzugeben, welcher für die Begrenztheit derselben spräche. Vielmehr wenn der sich nach allen Seiten gleichförmig ausbreitende Raum unendlich ist, wenn unsere Beobachtungen uns immer neue Gestirne kennen lehren, wenn ferner vom idealistischen Standpunkte aus die Unendlichkeit der Körperwelt dadurch gar viel von ihrer sonstigen Unbegreiflichkeit verliert, daß wir die ganze unendliche Ausdehnung doch nur in das Bewußtsein erkennender Wesen verlegen, wenn wir schließlich von demselben Standpunkte bekennen müssen, daß eigentlich keinem Teile des nur subjectiven

---

[1]) Wie man sieht, findet das dialektische Argument, welches den Antinomien zugrunde liegen soll, auf die Größe der Welt im Raume, wenigstens nach Kants Ausführungen, keine Anwendung; auch nicht auf das Problem der unendlichen Teilung der Materie; es gilt eigentlich nur von der Zeitreihe und den Veränderungen nach dem Gesetze der Causalität.

Raumes vor anderen eine besondere Dignität zukommt, vermöge deren er sich des Vorzugs einer Erfüllung mit Materie zu erfreuen haben sollte, dann können wir wohl alles dies als Hinweise auf die Unendlichkeit der Materie betrachten, ohne eben mehr als Hinweise in den obigen Gedanken suchen zu wollen. Vielleicht ist auch die Bemerkung gestattet, daß wir die empirischen Vorstellungen, nach welchen in einer größeren Menge Materie mehr bewegende Kraft enthalten ist, als in einer kleineren, nicht ohne weiteres als einen Maßstab betrachten dürfen, an welchem auch die übersinnliche Welt zu schätzen sei; von jener metaphysischen Kraft, welche der Körperwelt zugrunde liegen muß, kann es vielmehr gestattet sein anzunehmen, wenn wir hier auch nichts zu beweisen vermögen, daß es für sie eben so leicht ist, eine endliche als eine unendliche Welt aus sich hervorzubringen, diesen Ausdruck in einer Bedeutung genommen, in welcher derselbe nicht gerade eine Entstehung in der Zeit bezeichnen soll. Schließlich würde auch der Gedanke nicht ganz abzuweisen sein, daß die Natur uns vielleicht nicht die Unendlichkeit der Anschauungsformen von Raum und Zeit verliehen hätte, wenn nicht auch eine unbegrenzte Menge von Stoff vorhanden wäre, um dieselben in das Unendliche zu erfüllen; doch will ich diesen Gedanken blos angedeutet haben, ohne weiter Wert auf ihn zu legen, da eine derartige prästabilierte Harmonie von uns nicht im mindesten bewiesen werden kann, der Gedanke an eine solche vielmehr sehr leicht zu Anschaungen führt, die schwerlich zu billigen sind. Denn da wir die Natur nicht kennen, der wir eine solche Absicht zuschreiben, so setzen wir gewöhnlich nur unsere Meinungen an stelle der Sachen, und beweisen Dinge, die nicht beweisbar sind, mit Hülfe von imaginären Größen, wie man z. B. die transscendentale Realität von Raum und Zeit auf das Absolutum hat zurückführen wollen, das in uns Raum und Zeit als Anschauungs- und außer uns zugleich als Existenzformen der Dinge erzeuge, um unserem Erkennen die nötige objective Realität zu verschaffen;[1]) wenn nun schon jenes

[1]) E. v. Hartmann: Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus.

Absolutum eine ganz unbewiesene Voraussetzung ist, so verfehlt die obige Ansicht wenigstens in Bezug auf den Raum ihren Zweck auch deshalb, weil durch die angenommene Harmonie die Realität unseres Erkennens nicht im mindesten erhöht wird. Denn da der Raum, den wir kennen, immer nur der Raum unserer Anschauung und ein absolut realer Raum mit der Materie in demselben unserer Erkenntnis ewig unzugänglich ist, wie wenigstens jeder zugeben muß, der die Apriorität unserer Raumanschauung anerkennt, so bleibt es sich für die Realität unseres Erkennens vollkommen gleichgültig, ob die Dinge an sich räumlich oder unräumlich sind. — Indem ich also den oben ausgesprochenen Gedanken nur flüchtig habe hinwerfen wollen, da er ja vielleicht richtig, eben so gut aber auch unrichtig sein kann, überlasse ich die Entscheidung unserer Frage weiteren philosophischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen; ich schließe diese Betrachtungen mit dem Geständnis, daß ich für meine Person mich der Ansicht von unendlicher Erfüllung des Raumes mit Materie zuneigen möchte.

Wenn oben gesagt worden ist, daß Kant bei seiner Auflösung der Antinomien sich für die Welt der Erscheinungen durchweg auf dem Standpunkte der Antithesis befindet, so wird die Richtigkeit dieses Satzes deutlich ersichtlich an der Auflösung des Problems von der Teilbarkeit der Materie. Hier ist der Gedanke an eine Zusammensetzung der Materie durch einfache Teile ganz und gar verschwunden und die Behauptung der unendlichen Teilbarkeit aufgestellt worden; nur darum ist es Kant zu thun, die Schwierigkeiten zu vermeiden, welche der Ausdruck, ein endliches Ganze bestehe aus einer unendlichen Menge von Teilen, bei sich führt. Diese geringfügige Schwierigkeit muß nun der transscendentale Idealismus auflösen. Da nach demselben die Materie kein an sich existirendes Ding ist, so sollen in jedem beliebigen endlichen Quantum derselben, immer nur so viele Teile enthalten sein, als durch die wirklich vorgenommene Teilung gewonnen worden sind; so kann ich behaupten, daß die Teilung zwar in das Unendliche gehe, ohne daß ich doch den angeblich widersprechenden Begriff

einer in einem endlichen Ganzen bereits enthaltenen unendlichen Menge von Teilen aufzustellen brauchte. Angenommen nun, diese Lösung wäre richtig, so hat sie doch zuverlässig mit dem transscendentalen Idealismus nichts zu thun. Denn den Unterschied zwischen potentieller und actueller Teilung kann ich auch dann zur Lösung unseres Problemes benutzen, wenn ich die Materie für ein Ding an sich selbst halte. Auch dann sind der Natur der Materie als continuierlicher Größe zufolge — die Continuität mag übrigens im Ganzen oder nur in den Teilen bestehen — doch in jedem Quantum derselben die Teile nicht vor der wirklichen Teilung vorhanden; also brauche ich auch nicht die Zusammensetzung des endlichen Quantums aus einer unendlichen Menge von Teilen zu behaupten.[1]) Aber auch von dem Standpunkte des transscendentalen Idealismus aus erscheint mir diese Lösung nicht befriedigend, wenn man sie schon mit Kant für diesen allein gelten lassen will. Denn mag immerhin die Materie kein Ding an sich selbst sein, und meine Teilung derselben nie bis in das Unendliche ausgeführt werden, so bleibt doch die Möglichkeit einer in das Unendliche fortgesetzten Teilung wenigstens für den Gedanken bestehen; dann aber ist die von Kant hervorgehobene Schwierigkeit nicht beseitigt. Denn gerade so wie ich von einem durch eine beliebige Raumstrecke sich bewegenden Körper sagen muß, daß er alle zwischen den Enden derselben liegenden Punkte, d. h. eine unendliche Menge, durchläuft, ohne daß ich dieser Consequenz durch den Idealismus ausweichen könnte, gerade so ist auch der Gedanke nicht zu umgehen, daß jedes beliebige continuierliche Quantum von Materie aus einer unendlichen Menge von Teilen bestehe; denn in soviel Teile ich mir dasselbe als wenigstens potentialiter zerlegbar denken muß, aus so viel Teilen muß es auch zusammengesetzt sein; nun gilt die unend-

[1]) Schon Aristoteles, der doch gewiß von der Idealität des Raumes und der Zeit noch nichts wußte, hat sich der Unterscheidung von actueller und potentieller Teilung bedient, um die Beweise des Zeno gegen die Bewegung zu widerlegen; doch kann auch hier diese Unterscheidung nicht genügen.

liche Teilung zwar nur für die Materie als Erscheinung; aber für diese kann ja auch allein von der Zusammensetzung die Rede sein; dann aber müssen sich Teilung und Zusammensetzung genau entsprechen. Indem ich also den transscendentalen Idealismus an dieser Stelle gerade so wenig als Hülfsmittel gelten lassen kann, wie bei der vorigen Antinomie, muß ich nun andererseits erklären, daß mir die ganze von Kant hervorgehobene und so oft schon behandelte Schwierigkeit auf einem Mißverständnis zu beruhen scheint. Daß ein endliches Ganze aus einer unendlichen Menge von Teilen bestehe, würde nur dann eine widerspruchsvolle Behauptung sein, wenn man diesen Teilen eine endliche Größe zuschreiben wollte; denn eine unendliche Menge endlich großer Teile müßten allerdings in ihrer Zusammensetzung eine unendliche Größe erzeugen; aber eben diese Vorstellung von endlicher Größe jener Teile ist falsch; denn wenn ich ein endliches Ganze mir in das Unendliche geteilt denke, so sind diese letzten Teile notwendigerweise unendlich klein; besäßen sie noch eine endliche Größe, so würde die Teilung auch blos eine endliche gewesen und die Voraussetzung nicht erfüllt worden sein. Sich aber ein endliches Ganze als aus einer unendlichen Menge von unendlich kleinen Teilen zusammengesetzt zu denken, führt doch durchaus keinen Widerspruch bei sich. Ich würde also zur Beseitigung der im Probleme der unendlichen Teilung enthaltenen Schwierigkeiten, die man immer in Widersprüche verwandelt hat, um darauf unbegründete Beweise und Ansichten zu bauen, folgende Sätze aufstellen:

Eine endliche Menge endlicher Teile giebt ein endliches Ganze.
Eine unendliche Menge endlicher Teile giebt ein unendliches Ganze.
Eine unendliche Menge unendlich kleiner Teile giebt ein endliches Ganze.

Auf Grund dieser Sätze[1]) würde nicht nur der von Kant

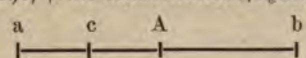
[1]) Die in den obigen Sätzen enthaltenen mathematischen Probleme, mit deren Lösung sich die Differentialrechnung beschäftigt, habe ich unberücksichtigt lassen müssen, da ich auf diesem Gebiete noch nicht bewandert bin

betonte Widerspruch verschwinden, sondern zugleicherzeit die von jeher auf Grund der unendlichen Teilbarkeit continuierlicher Größen gegen Bewegung und Materie erhobenen Schwierigkeiten sich auflösen. Um dies an einem Beispiele zu zeigen, erlaube ich mir, eine Widerlegung des gegen die Möglichkeit der Bewegung gerichteten, von den Schwierigkeiten der unendlichen Teilung ausgehenden Beweises des Zeno hierherzusetzen. Er hat denselben in zwei Formen gegeben; doch ist die zweite, der sogenannte Achilles, von der ersten nur dadurch verschieden, daß an einem Beispiele und im einzelnen Falle gezeigt wird, was der erste Beweis allgemein ausgedrückt hatte. Der Grundgedanke ist beide male derselbe. Damit ein sich bewegender Körper von einem Puncte zu dem andern gelange, muß er erst die Hälfte des Weges zurücklegen, dann die Hälfte der Hälfte u. s. f., d. h. er muß eine unendliche Anzahl von Puncten durchlaufen. Dies aber soll nach Zeno unmöglich sein. Der Beweis wäre richtig, wenn die unendliche Anzahl von Puncten, durch welche die Bewegung hindurchgeht, eine unendliche Größe bildeten; dies ist aber nicht der Fall; sondern da eine unendliche Menge unendlich kleiner Raumteile nur eine endliche Größe giebt, so ist auch deren Durchlaufung in einer endlichen Zeit möglich. Denn da die Zeit, in welcher die Bewegung stattfindet, ebenfalls ein in das Unendliche teilbares Continuum ist, so sind stets so viele kleinste Zeitteile vorhanden, als man Raumteile zwischen den Endpuncten der zu durchlaufenden Strecke annehmen will. Zur Durchlaufung eines dieser unendlich kleinen Raumteile ist nun auch blos ein unendlich kleiner Zeitteil erforderlich, die Größe der Geschwindigkeit mag sein, welche sie wolle, und zu der Durchlaufung der ganzen Raumstrecke eine unendliche Menge unendlich kleiner Zeitteile, d. h. eine nur endliche Zeit; also kann jede beliebige endliche Raumstrecke auch in endlicher Zeit durchlaufen werden. Unendliche Teilbarkeit des Raumes und der Zeit ist also kein Hindernis der Bewegung. Auf diese Weise widerlegt sich die Argumentation Zenos. Es war aber zum Zwecke dieser Widerlegung nicht genügend mit Aristoteles (Phys., VI., 2) der

unendlichen Menge von Raumteilen gegenüber auf eine unendliche Menge von Zeitteilen hinzuweisen, welche für die Bewegung zu Gebote standen, sondern man mußte, um Zeno gründlich zu widerlegen, noch die obige Bemerkung hinzufügen, daß diese Zeitteile unendlich klein und deshalb in ihrer Summe nur eine endliche Zeitgröße sind. Dennoch will ich nicht leugnen, daß auch so eine Schwierigkeit zurückbleibt, die aber wohl keine weitere Auflösung gestatten dürfte; wir verstehen nämlich nicht, wie überhaupt so etwas als die Zeit möglich sei; von dem Nacheinander aller Veränderungen können wir uns eben so wenig eine begrifflich vollkommen klare Vorstellung bilden, als von dem Nebeneinander im Raume, eben weil Zeit und Raum keine Begriffe, sondern Formen der Anschauung sind. Doch liegt die Sache beim Raume etwas anders als bei der Zeit. Der Gedanke der unendlichen Teilbarkeit nämlich, welche wir von beiden behaupten müssen, bietet bei der Zeit größere Schwierigkeiten als beim Raume. Die Vorstellung, daß ein jeder Teil des Raumes wiederum aus einer unendlichen Menge von Raumteilen bestehe, ist deshalb leichter vollziehbar, als die entsprechende Vorstellung von der Zeit, weil die Teile im Raume neben einander ruhen, ohne daß die Durchzählung oder Durchlaufung derselben nötig wäre; bei der Zeit hingegen, deren Teile alle nach einander sind, kommt keine endliche Strecke zu stande, ohne daß eine unendliche Menge von Teilen wirklich durchlaufen ist. Wie dies aber in endlicher Zeit geschehen könne, behauptet man nicht einsehen zu können. Darauf nun läßt sich wohl nichts anderes erwidern als das oben Gesagte: daß diese Zeitteile unendlich klein und deshalb zusammengenommen eine endliche Größe sind, wodurch das Vorrücken der Zeit sich ermöglicht, ohne daß hier ein Widerspruch zu suchen wäre. Eine andere, einfachere Lösung dieses dem Argumente Zenos zu Grunde liegenden Zweifels dürfte kaum zu finden sein; was hier noch dunkel bleibt, wird sich schwerlich überhaupt aufhellen lassen.

Wenn auch, wie ich glaube, durch die bisherigen Ausführungen die Schwierigkeiten beseitigt sind, auf welche Kant

an unserer Stelle Gewicht legt, so ist doch hiermit noch lange nicht die Frage nach unendlicher Teilbarkeit der Materie beantwortet. Die berührten Schwierigkeiten betrafen nur den Begriff der unendlichen Teilbarkeit als solchen, wie er für Raum, Zeit und Bewegung gültig ist, aber noch keineswegs dessen Anwendung auf die Materie. Damit auch diese letztere als unendlich teilbar gelten könne, ist noch erforderlich nachzuweisen, daß sie entweder im ganzen oder wenigstens in ihren Teilen den Raum continuierlich erfüllt. Dieser Nachweis nun ist von Kant an unserer Stelle nicht gegeben, dagegen ein solcher in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft im zweiten Abschnitt, Lehrsatz 4, aufgestellt worden. Er hat in jenem Abschnitt die Erfüllung des Raumes durch die Materie auf die Repulsivkraft zurückgeführt und will nun mit Hülfe derselben die Continuität der Materie darlegen. Doch genügt, soviel ich sehe, seine Auseinandersetzung nicht. Er giebt folgenden Beweis:




Angenommen A sei der Ort einer Monas im Raume und a b der Durchmesser der Sphäre ihrer repulsiven Kraft, mithin a A der Halbmesser derselben, so kann zwischen a, wo dem Eindringen einer äußeren Monade in den Raum, den jene Sphäre einnimmt, widerstanden wird, und dem Mittelpunkt A derselben, ein Punkt c angegeben werden, laut der unendlichen Teilbarkeit des Raumes. Wenn nun A demjenigen, was in a einzudringen trachtet, widersteht, so muß auch c den beiden Punkten A und a widerstehen, sonst könnten dieselben in c zusammentreffen, und der Raum würde durchdrungen sein. Also muß in c etwas sein, was A und a zurücktreibt, das Zurücktreiben ist ein Bewegen, c ist also etwas bewegliches, im Raume mithin Materie, und der Raum zwischen A und a konnte nicht durch die Sphäre der Wirksamkeit einer einzigen Monade angefüllt sein, also auch nicht der Raum zwischen c und A, und so ins Unendliche.

Dem Beweise liegt die Vorstellung zu Grunde, daß die Repulsivkraft nur in der Berührung wirken könne, und unter dieser Bedingung würde er auch zwingend sein; aber das ist

eben nicht bewiesen, widerspricht vielmehr der Voraussetzung, welche die Monas mit einer Sphäre repulsiver, d. h. solcher Kraft umgeben hatte, welche nicht nur in A, sondern auch in c und a wirken könne, ohne doch dort materiell zugegen zu sein. Es kann also dieser Beweis nicht gelten, und es erneuert sich die Frage, ob die Materie den Raum continuierlich erfüllt oder nicht. Die moderne Naturwissenschaft in der Majorität ihrer Vertreter leugnet das letztere bekanntlich und huldigt ziemlich durchgängig atomistischen Anschauungen. Indem ich hier nun noch auf diese unter unsere Antinomie fallende Frage mit einigen Bemerkungen eingehe, muß ich zunächst bekennen, daß meiner Meinung nach die Philosophie gar kein Interesse daran haben kann, an der Vorstellung einer den Raum continuierlich erfüllenden Materie festzuhalten; mir wenigstens erscheint es als sehr gleichgiltig für die eigentlichen Probleme derselben, ob man das eine oder das andere annehmen will [1]. Etwas anderes ist es freilich mit der Frage nach dynamischer oder mechanischer Construction der Materie. Wenn in betreff deren die Naturwissenschaft meint, mit Einführung der atomistischen Vorstellungen die dynamische Construction überflüssig zu machen, so befindet sie sich mit dieser Ansicht in einem sehr bedauerlichen Irrtum. Mag immerhin die Raumerfüllung durch die Materie keine kontinuierliche sein, so ist doch der Begriff der Kraft auch für die discreten Bestandteile der Materie ganz unentbehrlich, wenn man zu einem Verständnis derselben gelangen will. Denn nur durch bewegende Kraft kann Materie den Raum erfüllen; die bloße Ausdehnung, worin Cartesius und Spinoza ihr Wesen suchten, erklärt ihre Undurchdringlichkeit nicht; die Ausdehnung ist vielmehr absolut durchdringlich. Wenn also die Naturwissenschaft den Begriff der Kraft von ihren Untersuchungen der Materie fern hält, so kann dies nur so viel bedeuten, als daß ihre Ansicht nicht weit genug eindringt, um zu demselben zu gelangen;

[1]) Ich kann hierbei nur den Bemerkungen beistimmen, die Lotze über den Gegenstand auf Seite 366 seiner Metaphysik macht.

aber die Notwendigkeit dieses Begriffes für eine wirkliche, befriedigende Erklärung der Materie leugnen zu wollen, heißt freiwillig auf ein Mittel der Erkenntnis verzichten. Ihn also kann die Philosophie durchaus nicht aufgeben; die andere Frage aber nach der Continuität oder Discontinuität der Materie darf sie getrost der Naturwissenschaft zu beantworten überlassen. Wenn diese behauptet, daß sie auf Grund ihrer Forschungen zu der Annahme der Atomistik gezwungen sei, so ist ihr das volle Recht zu dieser Behauptung natürlich einzuräumen, und man sollte es nicht billigen, wenn die Atomistik von philosophischer Seite zuweilen für eine vorläufige Hypothese erklärt wird, die jeden Tag durch eine andere ersetzt werden könne. Wodurch soll man sie denn ersetzen? Als Gegensatz zu ihr giebt es doch nur die Annahme der Continuität der Materie. Dies wäre die einzige, welche an stelle jener treten könnte; aber nur weil sie diese Continuität für unmöglich hält, greift doch die Naturwissenschaft zur Atomistik. Demnach kann von andern Hypothesen, im Plural wenigstens, zum Ersatze derselben gar keine Rede sein. Die Frage nach dem Vorhandensein von Atomen ist also ganz der Physik zu überlassen; die Philosophie hat nur ein Interesse daran, daß man sich, wenn man solche annimmt, eine richtige Vorstellung von ihnen mache. Hierüber gestatte man mir noch einige Worte. Entweder stellt man sich die Atome noch als ausgedehnte Körperchen oder als unausgedehnte Punkte vor. Unter der Voraussetzung der ersteren Vorstellung sind aber Ansichten zu finden, welche nur aus den systematisierenden Neigungen des menschlichen Geistes entspringen, in Wirklichkeit jedoch nicht begründet sind. Hierzu scheint mir schon die Ansicht zu gehören, daß die Atome, qualitativ gleichartig, sich nur durch mathematische Eigenschaften unterscheiden sollen; wie weit diese Meinung durch die Thatsachen unterstützt wird, kann ich allerdings nicht beurteilen; aber jedenfalls nicht weit genug, um etwas anderes als den dogmatischen Wunsch vorzustellen, daß es so sein möchte. Doch will ich auf diese Frage kein besonderes Gewicht legen. Ferner aber wird von den Atomen behauptet, daß sie sich nicht nur,

als die letzten Bestandteile der Materie, bei allem Wechsel ihrer Verbindungen unverändert erhalten, und daß im Laufe der Natur eine noch weitere Trennung derselben nicht eintrete, sondern man verbindet mit dem Worte Atom, seiner ursprünglichen Bedeutung entsprechend, den Begriff der absoluten Unzerstörbarkeit, d. h. eines so starken Zusammenhangs seiner continuierlich verbundenen Teile, daß dieser durch keine noch so große Kraft aufgelöst werden könne. Diese Vorstellung enthält so viele, von den Naturforschern gewöhnlich nicht genug beachtete Schwierigkeiten, daß ihr von philosophischer Seite mit vollem Rechte widersprochen wird. Denn sie setzt die Annahme einer die Teile zusammenhaltenden Kraft voraus, welche durch keine andere überwunden werden kann, d. h. einer unendlichen Attractionskraft. Zu gleicher Zeit muß aber auch die Repulsionskraft der Teile des Atoms als unendlich angenommen werden, weil sonst durch jede von außen auf das Atom einwirkende stärkere Kraft dasselbe in einen kleineren Raum zusammengedrückt und damit seine Unveränderlichkeit aufgehoben werden könnte. Um dieser äußerst schwierigen Vorstellung eines absolut harten Körpers zu entgehen, würde weiter nichts nötig sein, als die ganze Hypothese dahin zu verändern, daß man unter Atomen die kleinsten, ihrerseits continuierlichen Teilchen der im großen discreten Materie versteht, welche zwar nicht absolut unveränderlich, unzerstörbar und unteilbar sind, aber doch vermöge ihrer Kleinheit für die in der Natur wirkenden Kräfte nie die Gelegenheit zu einer Auflösung darbieten und sich also im Wechsel des Geschehens in unveränderter Gestalt erhalten. Die Lehre von absoluter Unteilbarkeit derselben müßte dann allerdings aufgegeben werden; aber das würde durchaus nicht hindern, daß doch thatsächlich nie eine Teilung der Atome eintritt. Wenn diese Vorstellung nun allerdings immerhin ihre Schwierigkeiten bietet, so scheinen mir dieselben doch bei weitem nicht so groß, als diejenigen, welche aus der gewöhnlichen Annahme absoluter Unteilbarkeit der Atome entspringen. Es würde demnach die Lehre von der unendlichen Teilbarkeit der Materie auch auf

diese Atome sich übertragen, obgleich die Ausführung einer solchen Teilung für uns unmöglich ist.

Um jedoch bei den Atomen die Continuität der Materie nicht von neuem vorzufinden, welche man im Ganzen derselben eben hatte beseitigen wollen, ist man noch weiter und zu der Annahme völlig unausgedehnter Punkte als letzter Bestandteile der Materie geschritten. Wenn man nun schon z geben muß, daß diese Vorstellung in der Consequenz atomistischer Ansichten liegt und die Schwierigkeiten beseitigt, welche bei der Annahme der Ausdehnung der Atome in der Continuität derselben liegen, so kann man sich doch von der Richtigkeit derselben nur schwer überzeugen. Es sollen die Atome an und für sich als unausgedehnte Punkte nun nicht mehr den Raum erfüllen, wenn man ihnen als Kraftcentren auch einen Ort in demselben anweist, d. h. eine Stelle, an welcher ihre Wirkungen in den Raum eindringen, während sie selbst thatsächlich nicht mehr im Raume sich befinden würden; denn in diesem kann es durchaus nichts Einfaches geben; einzeln genommen würden sie demnach nicht mehr im stande sein, in uns die Vorstellung des Ausgedehnten zu erwecken; diese soll hervorgerufen werden durch Anhäufung von Atomen, welche dann den Umriß eines materiellen Körpers bezeichnen würden. Durch ihre gegenseitigen Kraftwirkungen würden sie einander die Plätze bestimmen und festhalten, von denen ihre Wirkungen ausgehen. Aber obschon nicht zu leugnen ist, daß die Atome auf diese Weise mathematische Körperumrisse darstellen könnten und man auch verstehen kann, wie von diesen unausgedehnten Punkten Wirkungen auf uns möglich wären, so kommen wir doch trotzdem, meiner Meinung nach, nicht zu der Vorstellung eines im Raume Ausgedehnten, d. h. der raumerfüllenden Materie, welcher das Prädicat der Ausdehnung wesentlich ist. Wenn auch der idealistische Standpunkt, der hier vertreten wird, gar keine absolute Realität der Materie kennt und die Erscheinung derselben aus der Raumanschauung des Subjekts hervorgehen läßt, welche die durch das Ding an sich in einer uns unbekannten

Weise bewirkte Empfindung in den Raum versetzt,[1]) so kommt doch dieser Materie empirische Realität zu, d. h. sie erfüllt den Raum wirklich, aber nur als Erscheinung; während sie sich nach jener Auffassung zu einem bloßen Schein verflüchtigt. Dann würde meine Raumanschauung blos die Aufgabe haben, die von den einzelnen Kraftcentren ausgehenden Wirkungen zu localisieren, weiter jedoch nichts thun. Der Schein eines Ausgedehnten aber entstände durch den Gesammteindruck der im Raume bereits localisierten Kraftcentren, während meiner Ansicht zufolge jede auch von einem einzelnen Atome ausgehende Wirkung den Eindruck eines im Raume ausgedehnten Materiellen erwecken würde, wenn nur unsere Sinne fein genug wären, um auch die kleinsten Bestandteile alles Körperlichen wahrzunehmen. Auch müßte sich unter der Annahme absolut einfacher Atome eine völlige Vernichtung der Materie durch eine wenigstens denkbare Vereinzelung jener vorstellen lassen, was dem Satze von der Beharrlichkeit der räumlichen Substanz widerspricht. Diese Bedenken hindern mich der Hypothese der einfachen Atomistik beizustimmen. Bis für dieselbe nicht noch bessere Gründe angegeben werden, als ich sie bis jetzt habe kennen lernen, muß ich denjenigen beistimmen, welche die unendliche Teilbarkeit der Materie behaupten.

Nur noch ein Wort will ich über die Frage der Atomistik hinzufügen. Denkt sich die Naturwissenschaft die Atome als kleinste, aber immerhin noch ausgedehnte Körperchen, und glaubt sie wegen ihrer Beharrlichkeit in allen Veränderungen ein letztes Reale an denselben zu haben, in dessen Bewegungen und Zusammensetzungen das tiefste Geheimnis alles Seins und Werdens bestände, so gebe ich zu, daß von dem realistischen Standpunkte aus, auf welchem sich die Naturwissenschaft mit den meisten Menschen befindet, dies die consequente und eigent-

[1]) Gegenüber schiefen Auffassungen muß ich bemerken, daß die in den Raum versetzte Empfindung nicht etwa die Erregung der Gehirnnerven ist; diese ist ja selbst schon im Raum; jene Empfindung, wie sie unmittelbar auf uns wirkt, ist vielmehr unserer Anschauung entzogen, weil sie erst durch dieselbe einen anschaulichen Charakter bekommt; vorher ist sie nicht wahrnehmbar.

lich auch gar nicht zu widerlegende Ansicht ist, zu welcher, wollten sie scharf und richtig denken, auch die meisten ihrer Gegner kommen müßten; aber eben dieser Realismus ist, ich will hier nicht sagen das Falsche, doch mindestens eine nirgends bewiesene, unwahrscheinliche Hypothese, wie man allerdings aus der verschmähten Philosophie lernen sollte; denn da wir doch nicht die Dinge selbst, sondern nur ihre Wirkung auf unser Vorstellungsvermögen kennen, wie einem jeden, wenn er nur auf das Problem aufmerksam gemacht wird, sein eigener Verstand sagt, so ist es wirklich für denjenigen, der sich in dies Problem gehörig vertieft, eine ganz unannehmbare Meinung, diese Wirkung der Dinge auf unsern Intellect, bei welcher dieser doch immer den einen Faktor bilden muß, möchte ganz dasselbe sein, was die Dinge auch an sich sind. Um freilich die Richtigkeit dieser Behauptung zu verstehen, muß man selbst über die Frage gründlichst nachgedacht haben; wer dies aber gethan hat und auf diesem Wege zu der Überzeugung gekommen ist, daß die absolute Realität der Materie im günstigsten Falle gegenüber den Untersuchungen Kants eine äußerst kühne und gewagte Hypothese ist, der wird die Atomistik als der Weisheit letzten Schluß mit Rücksicht auf die Kritik der reinen Vernunft wenigstens so lange ignorieren dürfen, bis die Naturwissenschaft sich anschickt, die absolute Realität der Materie zu beweisen; eher verdient der Materialismus vom idealistischen Standpunkte aus keine Aufmerksamkeit; sollte dies aber je geschehen, dann wird die Naturwissenschaft auch ihren unbefangenen Realismus bereits soweit aufgegeben haben, daß sie selbst am Materialismus nicht mehr wird festhalten können.

Was aber die Annahme einfacher Atome anbelangt, so ist dieselbe eine Hypothese, welche über das Gebiet der Physik bereits soweit hinausgreift, daß dieselbe nach meiner Meinung überhaupt nur unter Voraussetzung der Idealität des Raumes aufgestellt werden kann. Ist der Raum dagegen etwas absolut Reales, so kann es einfache Wesen gar nicht geben; denn dann muß alles, was existiert, in dem nach beiden Seiten, nach Seiten des Großen, wie des Kleinen hin, unendlichen Raume

liegen und infolge dessen auch ausgedehnt sein. Die einfache Atomistik geht also ganz und gar schon in Metaphysik über und ist für den Standpunkt des Physikers eigentlich unmöglich. Wenn aber die Vertreter derselben auch noch gegen die dynamische Construction der Materie streiten, wie es Fechner in seiner Atomenlehre thut, so beruht dies auf einer einseitigen Auffassung der dynamischen Ansichten, die um so weniger zu billigen ist, als ja auch vom Standpuncte der einfachen Atomistik aus die Materie nur als ein Schein gilt, welcher aus den Wirkungen von Kraftcentren entspringt, und sie somit vollkommen in Kräfte aufgelöst wird. Soll diese Hypothese irgendwie haltbar sein, dann muß sie durch sich selbst zur Annahme eines dynamisch-idealistischen Standpunktes getrieben werden.

Doch ich beeile mich von diesen etwas weit ausgesponnenen Bemerkungen zur Atomistik überzugehen zu den beiden letzten Antinomien. Hier tritt nun eigentlich erst der transscendentale Idealismus als Schlüssel zur Auflösung der Gegensätze in seine Rechte, während er bisher uns noch wenig Dienste leisten konnte. Aber bei den beiden letzten Antinomien zeigt er sich auch in seiner ganzen für die Metaphysik grundlegenden Bedeutung und Fruchtbarkeit. Denn allerdings muß ich mit Kant sagen, daß, wenn die Gegenstände der Sinnenwelt Dinge an sich selbst sind, Freiheit unmöglich ist. Unter der Voraussetzung der absoluten Realität von Raum und Zeit giebt es meiner Meinung zufolge nicht nur keine Freiheit, sondern, was ich hier leider nicht ausführen kann, überhaupt gar keine Metaphysik oder nur Materialismus, der aber unter jener Voraussetzung natürlich und nicht mehr Metaphysik zu nennen ist. Dann ist eben die physische Weltordnung die einzige alles umfassende, nach deren Gesetzen alles geschieht, ohne daß so etwas wie Freiheit auch nur denkbar wäre, und die Causalität ist das jede Wirkung beherrschende, die Möglichkeit von Freiheit vollkommen ausschließende Gesetz der Natur, neben welchem kein anderes bestehen kann. Denn was den Ausweg anbelangt, den man, um die Freiheit zu retten, gewöhnlich ergreift, die Trennung der materiellen Welt von

der geistigen, von welcher letzteren man dann das Causalitätsgesetz halb ausschließt und halb nicht, so beruht derselbe, so viel ich sehe, auf einem Mißverständnisse des Sinnes der Causalität. Ohne hier dem die Freiheit verteidigenden Realismus mit der Frage zusetzen zu wollen, wie denn unter Annahme der absoluten Realität des Raumes überhaupt so etwas wie Geist möglich und nicht vielmehr alles Materie sei, eine Frage, die meines Erachtens von dem Realisten gar nicht beantwortet werden kann, ohne also diese Schwierigkeit zu erheben, muß ich sagen, daß die Trennung der materiellen und geistigen Welt nicht das mindeste dazu beitragen kann, die Freiheit gegenüber der Naturnotwendigkeit aufrecht zu erhalten. Denn was besagt denn die Causalität? Soll ihr Sinn etwa der sein, daß alle Bewegung, d. h. alle Veränderung in der materiellen Welt überhaupt, nach den Gesetzen von der Mitteilung dieser Bewegung stattfindet? Aber das sind ja die Gesetze der Mechanik, für die zwar auch die Causalität gilt, ohne doch darum auf dieselben beschränkt zu sein. Nein, mit der Trennung von materieller und geistiger Welt kann man dem Gesetze der Causalität nicht entfliehen; und weshalb nicht? Weil dasselbe, kurz gesagt, seine Geltung nicht empfängt vom Raume und den in diesem herrschenden Beziehungen, sondern allein von der Zeit und nur unter Voraussetzung derselben einen Sinn hat, dann aber auch so weit reicht als das Gebiet der Zeit selbst. Die Zeit aber beherrscht die Veränderungen der materiellen, wie der geistigen Welt in ganz gleicher Weise; deshalb gilt auch für die letzteren die Causalität genau so, wie für die ersteren. Alles, was geschieht, geschieht mit Notwendigkeit, jede Wirkung setzt eine Ursache voraus, aus der sie hervorgeht, dies ist der Sinn des Causalitätsgesetzes, nichts mehr und nichts minder. Fragen wir aber, woher kommt diese Notwendigkeit, der sich nichts entziehen kann, was im Strome der Zeit steht, und woraus leiten wir dieselbe ab, so ist die Antwort: Aus dem Wesen der Zeit selbst. Diese kann nicht stille stehen, sondern auf jeden ihrer Augenblicke folgt notwendig unmittelbar und ohne irgend welche Unterbrechung der nächste,

und diesem wieder der nächste u. s. f. Dieses Wesen der Zeit überträgt sich nun auch auf die in ihr stattfindenden Veränderungen, welche ebenfalls continuierlich und ohne den mindesten Sprung geschehen. Wie eine jede Veränderung eine andere voraussetzt, auf die sie folgt, so trägt sie auch in ihrem Schooße bereits den Keim neuer Veränderungen, der nur auf die Zeit wartet, um mit Notwendigkeit auf- und hervorzubrechen; nur ein vollständiges Stillestehen der Zeit würde dies Hervorgehen verhindern, aber auch dann kein Geschehen möglich machen können, welches nicht durch vorausgehende Veränderungen bestimmt wäre; denn angenommen, es träte einmal ein völliges Aufhören aller Bewegungen und Veränderungen ein, so würde entweder überhaupt nichts mehr geschehen können, oder der Wiederanfang der Veränderung wäre hervorgerufen durch bereits vorausgegangene und die angenommene Lücke ausfüllende Veränderungen, so daß ein Stillstand alles Geschehens gar nicht eingetreten wäre. Ein solcher ist jedoch überhaupt nur in abstracto denkbar, daß er wirklich eintreten sollte, aber dem Wesen der Zeit zufolge wohl nicht anzunehmen. Da nun der unaufhaltsame und ununterbrochene Fluß derselben keinen Sprung in den Veränderungen gestattet, und zwischen zwei Zuständen einer wirkenden Ursache der unendlichen Teilbarkeit der Zeit gemäß auch da noch ein unauflöslicher, causal bedingter Zusammenhang stattfindet, wo wir denselben nicht mehr wahrzunehmen vermögen, so erstreckt sich das Gesetz der Causalität über alles, was den Bedingungen der Zeit unterworfen ist, und die Trennung der geistigen von den materiellen Vorgängen kann wohl die Gesetze der Bewegung, nimmermehr aber das Causalitätsgesetz von der Welt des Geistes ausschließen. Um meine Zurückweisung dieser Trennung auch noch anderweitig zu stützen, setze ich eine Stelle aus der Kritik der praktischen Vernunft hierher, welche auf Seite 172 und 173 der vierten Auflage sich findet. (I. Th. I. Bch. III. Hauptstück, unter dem Abschnitt, der betitelt ist: Kritische Beleuchtung der Analytik 2c). Daselbst heißt es: „Es kommt [nämlich] bei der Frage nach derjenigen Freiheit, die allen moralischen Gesetzen und der

ihnen gemäßen Zurechnung zum Grunde gelegt werden muß, darauf gar nicht an, ob die nach einem Naturgesetze bestimmte Causalität, durch Bestimmungsgründe, die im Subjecte, oder außer ihm liegen, und im ersteren Fall, ob sie durch Instinct oder mit Vernunft gedachte Bestimmungsgründe notwendig sei, wenn diese bestimmende Vorstellungen nach dem Geständnisse eben dieser Männer selbst, den Grund ihrer Existenz doch in der Zeit und zwar dem vorigen Zustande haben, dieser aber wieder in einem vorhergehenden u. s. f., so mögen sie (?) diese Bestimmungen, immer innerlich sein, sie mögen psychologische und nicht mechanische Causalität haben, d. i. durch Vorstellungen, und nicht durch körperliche Bewegung Handlung hervorbringen, so sind es immer Bestimmungsgründe der Causalität eines Wesens, sofern sein Dasein in der Zeit bestimmbar ist, mithin unter notwendig machenden Bedingungen der vergangenen Zeit, die also, wenn das Subjekt handeln soll, nicht mehr in seiner Gewalt sind, die also zwar psychologische Freiheit, (wenn man ja dieses Wort von einer blos inneren Verkettung der Vorstellungen der Seele brauchen will), aber doch Naturnotwendigkeit bei sich führen, mithin keine transscendentale Freiheit übrig lassen, welche als Unabhängigkeit von allem empirischen und also von der Natur überhaupt gedacht werden muß, sie mag nun Gegenstand des inneren Sinnes, blos in der Zeit, oder auch äußeren Sinne, im Raume und der Zeit zugleich betrachtet werden, ohne welche Freiheit (in der letzteren eigentlichen Bedeutung), die allein a priori praktisch ist, kein moralisches Gesetz, keine Zurechnung nach demselben, möglich ist." Indem ich diejenigen, welche die geistigen Vorgänge von der Causalität ausschließen, ersuche, an diesem tiefsinnigen Satze, dessen vortrefflichem Inhalte freilich nicht eine gleich vortreffliche Form entspricht, den Unterschied zwischen den Gesetzen der Mechanik und der Causalität und das eigentliche Wesen der letzteren kennen zu lernen, habe ich noch einige Worte gegen die zu sagen, welche die Freiheit als Thatsache des Bewußseins behaupten. Dieser Behauptung nun muß ich die andere gegenüber stellen, daß unser Bewußtsein, wenn man

nur nicht den ersten Eindruck für den richtigen nimmt, uns durchaus nichts von Freiheit des Willens lehrt. Für die an der Oberfläche haftende Betrachtung scheint freilich nichts gewisser zu sein, als daß wir in jedem Augenblicke in unseren Entschließungen unabhängig sind und von zwei entgegengesetzten Handlungsweisen nach freier Entscheidung die eine oder die andere wählen können; ja dieser Schein ist so stark, daß selbst Cartesius die Freiheit für eine ganz ausgemachte und durchaus nicht zu bezweifelnde Sache hielt. Bei schärferer Prüfung verschwindet aber dieser Schein vollständig, und unser Bewußtsein zeigt uns an stelle desselben allein, daß wir wollen, daß wir wählen können, und daß wir selbst es immer sind, die eine Handlung ausführen; aber nimmermehr erfahren wir durch genaue Selbstbeobachtung, daß wir auch unser Wollen wiederum wollen können, d. h. um den Regressus in infinitum zu vermeiden, daß die ganze Richtung desselben, — ob es gut oder böse, oder auf einem stetigen Uebergang von der einen Gesinnungsart zur andern begriffen sei — daß diese Tendenz unseres Wollens von unserer freien Entschließung abhängt; vielmehr zeigt sich, daß sie derselben entzogen ist. Wenn nun aber jemand glaubt, deshalb frei zu sein, weil er sich in seinen Entschließungen der vernünftigen Überlegung bedienen kann, weil er es durch festen Vorsatz vielleicht dahin bringt, sich sittlich zu vervollkommnen und das nächste Mal eine unsittliche Handlung zu unterlassen, die er das erste Mal beging, so ist alles dies kein Beweis für Freiheit, sondern für den Einfluß, den bereits bestehende Charakterstärke und Willenskraft auf das Handeln besitzt; diesen zu leugnen, wird natürlich niemandem einfallen, der empirische Willensfreiheit nicht gelten läßt; um aber frei zu sein, müßte man jene Beschaffenheit des Willens sich selbst gegeben haben, während man sie vielmehr seinem angeborenen Character, der Stärke seiner natürlichen Geisteskraft und den seiner Entschließung entzogenen, notwendig eintretenden Einflüssen der Umgebung verdankt. Bestände freilich das Wesen der Freiheit in dem Vermögen, sich unabhängig von den Antrieben der Sinnlichkeit nach den Forderungen

der Vernunft zu Handlungen zu bestimmen, womit viele die Freiheit zu verwechseln scheinen — auch Kant giebt einmal diese Definition, obwohl bei ihm die Vernunft „insofern sie praktisch ist", bereits in das Gebiet des Übersinnlichen gehört — dann wäre die Wirklichkeit der Freiheit über jeden Zweifel erhaben; denn daß es eine große Anzahl von Menschen giebt, die bei ihren Handlungen von den Antrieben der Sinnlichkeit nicht beherrscht werden, ist ganz gewiß. Aber nicht das Wesen der Freiheit, sondern das Kennzeichen der Moralität einer Handlung giebt jene Definition an. Zur Freiheit würde vielmehr gehören, daß wir uns jene Fähigkeit selbst gegeben haben oder sie uns aus freiem Entschlusse geben können; daß dies aber in unserer Macht stände, wird sich wohl niemand, der die Sache mit kaltem Verstande untersucht, zu behaupten getrauen. Vielmehr, wo jenes Vermögen vorhanden ist, ist es gerade so notwendig, wie bei einem andern das Fehlen desselben; und wo es im Laufe der Zeit durch beharrlichen Vorsatz erworben wird, da geschieht dies gerade so nach dem Gesetze der Causalität, wie in einem anderen Falle nach demselben Gesetze dieser Vorsatz nie zu seinem Ziele gelangt. Alle diese von uns sehr wohl zugestandenen Thatsachen beweisen also nichts für die Freiheit. Was nun aber unser Bewußtsein, wenn man es in der Tiefe analysirt, wirklich aussagt, ist das gerade Gegenteil von demjenigen, was es bei oberflächlicher Beobachtung lehren soll. Je mehr man über seine Handlungen und Entschlüsse nachdenkt, desto mehr wird sich auch die Überzeugung befestigen, daß unsere Willensacte gerade so dem Gesetze der Causalität unterworfen sind, wie alle anderen Veränderungen; daß sie alle bei tieferer Untersuchung einen unserer freien Entschließung entzogenen Grund zeigen, — derselbe mag übrigens in uns oder außer uns liegen — der uns bestimmt hat so und nicht anders zu handeln. Sollten wir aber einmal einen solchen Grund für unser Handeln nicht auffinden können, so sind wir nicht im mindesten berechtigt, deshalb diese Handlung für unabhängig von dem vorhergehenden Gesammtzustande unserer selbst und aller auf uns wirkenden Einflüsse zu halten, sondern allein

der Schluß ist gestattet, daß uns die Gründe unseres Handelns unbekannt sind; denn da die Zeit, wie gesagt, in das Unendliche teilbar ist, so liegen auch zwischen zwei Zuständen unseres empirischen Characters, zwischen denen wir keinen dritten mehr wahrzunehmen vermögen, doch immer noch eine unendliche Menge von solchen; diese nun in ihrem continuierlichen Zusammenhange haben mit Notwendigkeit den Endzustand herbeigeführt, dessen Abhängigkeit von vorausgehenden Zuständen wir nicht einsahen. Wenn demnach in einem Falle zwei entgegengesetzte, uns als gleich stark erscheinende Motive auf uns einwirken und wir nach langem Schwanken uns endlich für das eine entscheiden, so erfolgt diese Entscheidung notwendig nach einem jener verborgenen Gründe, die der Continuität aller Veränderung zufolge bei jeder Handlung vorhanden sind.

Daß uns unser Bewußtsein also von der Freiheit unseres Willens überzeuge, muß entschieden in Abrede gestellt werden. Etwas ganz anderes aber ist die moralische Verantwortlichkeit, welche wir alle für unsere Handlungen und selbst dann noch fühlen, wenn wir glauben, dies Gefühl aus Gewohnheit, Erziehung oder sonstigen äußeren Factoren erklären zu können. Mit diesem Glauben befinden wir uns aber jedenfalls in einer Selbsttäuschung, die allerdings durch die empiristischen Neigungen unseres Zeitalters, namentlich durch die Descendenztheorie[1]) sehr begünstigt wird. Alle jene äußeren Umstände haben gewiß dazu beigetragen, daß die moralischen Vorstellungen von Individuen oder ganzen Völkern eine bestimmte Form gewonnen haben; daß aber die menschlichen Handlungen überhaupt unter dem Gesichtspunkte moralischer Zulässigkeit oder Unzulässigkeit betrachtet wurden, ist auf diese Weise nimmermehr zu erklären; durch äußere Umstände hätte wohl Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung, aber durchaus nicht eine moralische Beurteilung unserer Handlungen erzeugt werden können, die etwas ganz anderes als Furcht oder Hoffnung bedeutet. Dies

---

[1]) Mit der obigen Bemerkung will ich natürlich nicht die Descendenztheorie, sondern nur falsche Folgerungen aus derselben bestreiten.

Gefühl moralischer Verantwortlichkeit weist nun allerdings entschieden auf die Freiheit unserer Handlungen hin, denn nur unter dieser Voraussetzung läßt sich jenes erklären. Aber wenn dasselbe durchaus nicht im stande ist, die Allgemeingültigkeit des Causalitätsgesetzes umzustoßen, wenn es andererseits empirisch nicht erklärt werden kann, wenn wir ferner unabhängig von moralischen Untersuchungen zu der Überzeugung gelangt sind, daß die Welt, für welche das Causalitätsgesetz gilt, keine absolute, sondern nur eine relative, durch die Anschauungsformen erkennender Subjecte bedingte Realität besitzt, dann sind wir dazu berechtigt, die Freiheit, die in der Natur nicht zu finden ist, wenigstens hypothetisch in das Gebiet des Übersinnlichen zu verlegen und die gesammte Naturordnung als Erscheinung einer an sich ethisch bedingten, einer moralischen Welt aufzufassen, ohne daß wir uns mit dieser Annahme in Widerspruch zu dem Causalitätsgesetze brächten. Dies ist nun wenn auch nicht dem Wortlaute nach, die Lösung, welche Kant von dem Probleme der Freiheit gegeben hat; sie ist ganz entschieden das Tiefsinnigste, Geistreichste und Bestbegründete, was je über diese Frage geschrieben worden ist und meiner Meinung nach die einzige Möglichkeit, um die Freiheit und damit die moralische Bedeutung unseres Handelns zu retten. Spinoza, der von der Tiefe dieser Lösung weit entfernt war und der physischen Weltordnung absolute Realität zuschrieb, verwarf consequenter Weise die Freiheit ganz und gar und stellte infolge dessen in seiner auf den Gedanken der Notwendigkeit alles Geschehens basierten Ethik ein System auf, welches alle moralische Bedeutung der Welt auslöschte und nur die notwendige Entwickelung der Natur aus sich selbst übrig ließ, eine Ansicht, zu der jeder Realismus kommen muß und die denn auch heute wieder infolge der Verbreitung der Naturwissenschaft in weite Kreise eingedrungen ist. Wie unendlich viel tiefer ist dagegen die Kantische Lehre, die freilich nur derjenige schätzen kann, welcher die Begründung derselben, den transscendentalen Idealismus, kennt. Aber aus diesem ergiebt sich auch Kants Freiheitslehre ganz von selbst, obschon

sie natürlich immer blos eine metaphysische Hypothese bleiben wird. Denn wenn das Causalitätsgesetz nur in und mit der Zeit gilt, wenn diese aber die Form ist, unter der wir alles Geschehen auffassen müssen, und weiter nichts, wenn demnach das Wesen an sich der Dinge von den Bedingungen der Zeit frei ist, dann ergiebt sich die Freiheit wenigstens als eine Möglichkeit, die dem Gesetze der Causalität nicht widerstreitet. Dann können alle unsere Handlungen, so sehr sie auch einerseits physisch notwendig sind, doch andererseits metaphysisch frei und unabhängig sein, indem unser empirischer Character und unser ganzes zeitliches Dasein das Werk einer außerzeitlichen That unseres von Kant sogenannten intelligiblen Characters, d. h. unseres transscendenten Wesens ist. Allerdings ist aber dann eines nicht möglich, was Kant nun noch zu weit gehend behauptet hatte, die Freiheit auch in den einzelnen Handlungen; diese ist nicht mehr denkbar, sondern nur insofern vorhanden, als die ganze Reihe unserer Handlungen die empirische Darstellung und, nachdem wir einmal in den Naturzusammenhang eingetreten sind, notwendige Entwickelung der Folgen der an sich freien und außerzeitlichen That ist, der wir dann unseren empirischen Character zuschreiben müssen. Die einzelnen Handlungen dagegen, welche in den Causalzusammenhang gehören, sind auch causal bedingt und notwendig, wie dies ja Kant selbst in den stärksten Ausdrücken zugiebt, indem er es für möglich hält, bei vollständiger Kenntnis eines Menschen alle seine Handlungen im Voraus wie eine Sonnen- oder Mondfinsterniß zu berechnen; ist aber dies der Fall, so können sie nicht zu gleicher Zeit auch frei sein; damit sie dies wären, müßte die intelligible That, durch welche wir unsern Charakter hervorgebracht denken, in jedem Zeitpunkte wiederholt werden und somit selbst in den zeitlichen Zusammenhang hineinfallen; dies ist aber nicht möglich, weil sonst unsere Handlungen nicht physisch notwendig wären, es sei denn, daß man eine prästabilierte Harmonie annehmen wollte, vermöge deren eine freie Selbstbestimmung in intelligibler Beziehung in jedem Augenblicke mit den empirischen Bedingungen zusammenträfe, unter denen sie dann zugleich als physisch notwendig

erschiene. Diese Hypothese, unter welcher allein Kants Ansicht aufrecht zu erhalten sein würde, ist nun aber allzu ungeheuerlich, als daß ich sie annehmen möchte, zumal da die andere weit einfacher und auch sonst befriedigender ist, nach welcher im Naturzusammenhange es nirgends Freiheit giebt, dieser Zusammenhang selbst aber durch einen freihandelnden Willen irgend wie bedingt ist, womit ich hier natürlich nicht die Schöpfung der Welt durch eine außerweltliche Ursache meine. Indem ich also Kants Ansicht in dieser untergeordneten Frage verwerfe, schließe ich mich in derselben der consequenteren Anschauung Schopenhauers an, wie er diese in seiner classischen Schrift über die Freiheit des Willens niedergelegt hat.[1])

Aber noch eines muß ich hinzufügen; die Ansicht, nach welcher unser empirischer Character die Folge und Erscheinung einer intelligiblen That unseres transscendenten Wesens ist,

[1]) Auch Fries erkennt keine Freiheit der einzelnen Handlungen an, sondern nur die unseres ganzen empirischen Daseins; man vergleiche seine vortrefflichen Auseinandersetzungen in dem 2. Bande seiner „Neuen Kritik der Vernunft" § 142–145.

Übrigens kommt auch Kant dieser Ansicht an gar manchen Stellen nahe genug; auch für ihn ist hier die einzelne Handlung nur insofern frei, als sie Folge eines frei angenommenen Charakters ist. Z. B. heißt es K. d. pr V., 4. Aufl. S. 178: Wenn wir [nämlich] noch eines anderen Blickes (der uns aber freilich gar nicht verliehen ist, sondern an dessen Statt wir nur den Vernunftbegriff haben,) nämlich einer intellectuellen Anschauung desselben Subjektes fähig wären, so würden wir doch inne werden, daß diese ganze Kette von Erscheinungen in Ansehung dessen, was nur immer das moralische Gesetz angehen kann, von der Spontaneität des Subjekts, als Dinges an sich selbst, abhängt, von deren Bestimmung sich gar keine physische Erklärung geben läßt.

S 175: In diesem Betracht nun kann das vernünftige Wesen von einer jeden gesetzwidrigen Handlung, die es verübt, ob sie gleich als Erscheinung in dem Vergangenen hinreichend bestimmt und sofern unausbleiblich nothwendig ist, mit Recht sagen, daß er sie hätte unterlassen können; denn sie, mit allem Vergangenen, das sie bestimmt, gehört zu einem einzigen Phänomen seines Charakters, den er sich selbst verschafft, und nach welchem er sich als einer von aller Sinnlichkeit unabhängigen Ursache, die Causalität jener Erscheinungen selbst zurechnet. — Zum Schluß sei auch verwiesen auf die hierher gehörigen Abschnitte in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft."

überschreitet natürlich weit die Grenzen des Beweisbaren; aus dem Kantischen Idealismus folgt nur die Möglichkeit der Freiheit, insofern sie sich mit Naturnotwendigkeit vereinigen läßt, die Möglichkeit dieser Vereinigung aber muß jeder zugeben, der den Kantischen Idealismus zugiebt, wenn er auch die positive Behauptung der Freiheit des intelligiblen Characters zurückweist. Denn das soll auch von uns nicht geleugnet werden, daß diese Freiheit noch die größten Schwierigkeiten bietet; namentlich auf die Frage nach dem Subjekte, welches jene intelligible That vollbringt, nach dem Anteil des Individuellen bei derselben, können wir durchaus keine befriedigende Antwort geben. Nur kann dieser Umstand kein Grund sein, die ganze Lehre schlechtweg für falsch zu erklären, denn dieselbe ist ja nur unter dem Vorbehalt aufgestellt worden, daß wir nähere Auskunft über jene metaphysischen Vorgänge nicht zu geben brauchen, weil wir diese aus dem unserer Erkenntnis zugänglichen Reiche ausgeschlossen haben. So bleibt denn der positive Teil der ganzen Lehre auf den Nachweis beschränkt, daß Freiheit der Naturnotwendigkeit nicht widerspricht. Aber auch nur diese Vereinbarkeit von Naturnotwendigkeit und Freiheit wenigstens als möglich aufgezeigt zu haben, ist, wenn man die ganze Summe von tiefsinnigen Untersuchungen ins Auge faßt, aus denen als letztes und glänzendstes Resultat Kants Freiheitslehre hervorsprang, vielleicht die größte aller je vollbrachten Leistungen des Menschengeistes; mehr zu verlangen, würde eine Verkennung der dem menschlichen Intellecte gesteckten Schranken sein, über welche hinaus nur noch Postulate und Mutmaßungen, aber keine Wissenschaft mehr möglich ist.

Die vierte Antinomie, die jetzt noch mit einigen Worten zu besprechen ist, wird von Kant in derselben Weise wie das Problem der Freiheit gelöst: durch vollkommene Festhaltung des Standpunktes der Antithesis für die Sinnenwelt und Verlegung eines schlechthin notwendigen Wesens in das Gebiet des Intelligiblen. In der Reihe der von einander abhängigen Bedingungen, als welche sich die Veränderungen in der Welt der Erscheinungen darstellen, wird durchaus kein unbedingtes

Glied als möglich angenommen, noch der Uebergang zu einem solchen außerhalb der Reihe gestattet. Nur im Gebiete des Intelligiblen ist das Unbedingte möglich. Damit will aber Kant keineswegs das Dasein eines solchen unbedingt notwendigen Wesens beweisen, sondern nur zeigen, daß die Annahme eines solchen nicht dem Gesetze der Zufälligkeit in der Reihe der einzelnen Erscheinungen widerspricht. Obschon ich nun dies letztere zugeben muß, kann ich doch nach meinen oben gemachten Bemerkungen die ganze Antinomie im Zusammenhange der Kritik der reinen Vernunft nicht billigen, da die Frage nach dem notwendigen Wesen eigentlich erst in der Kritik der Beweise für das Dasein Gottes behandelt wird. Hier habe ich nur zu wiederholen, daß man zur befriedigenden Lösung der cosmologischen Probleme überhaupt nur ein Unbedingtes als Grundlage der ganzen Reihe von Erscheinungen anzunehmen braucht, ohne über dessen Natur etwas auszumachen. Nun ist es aber gar nicht einmal erforderlich, dies Unbedingte als erstes Glied in der Reihe der abhängigen Erscheinungen oder ganz außerhalb derselben anzunehmen; vielmehr muß es hier gestattet sein, als unbedingtes Wesen die Welt selbst zu bezeichnen, in welcher alle Veränderungen stattfinden; denn von diesen weist zwar jede auf eine andere als ihre Ursache hin und in dieser Reihe giebt es nichts Unabhängiges; die Körperwelt als solche aber, die Materie, bedarf keiner Ursache, da sie nicht in die Reihe der Veränderungen gehört, sondern der Träger derselben und als solcher beharrlich ist. Auf diese Weise brauchen wir nicht nach einem unbedingten Wesen außerhalb der Welt zu fragen. Wenn wir nun aber trotzdem die Materie nicht als das Unbedingte gelten lassen, so geschieht dies nur auf Grund der Überzeugung, daß dieselbe kein Ding an sich ist Nur als Ding an sich aber kann ein Unbedingtes gedacht werden; als solches jedoch darf dann dasjenige angenommen werden, was in uns die Erscheinung der Materie hervorbringt. Will man aber das Unbedingte ganz außer diese Welt auch der Dinge an sich, deren Erscheinung uns gegeben wird, verlegen, wie es Kant thut, so können wir

ihm dies hier hypothetisch zugeben; nur mit der Bezeichnung desselben als unbedingt notwendigen Wesens sind wir durchaus nicht einverstanden, und zwar aus denselben Gründen, durch welche Kant den auf jenem Begriffe beruhenden ontologischen Gottesbeweis für immer vernichtet hat. In der Kritik dieses Beweises hat er selbst am besten gezeigt, daß die Existenz kein Merkmal des Begriffes sei, und wir uns durchaus keine Vorstellung eines Wesens machen können, welches notwendig existiere; im Gegenteil können wir in Gedanken stets die Existenz jedes beliebigen Wesens aufheben. Notwendig sein, heißt für uns nichts anderes, als Folge aus einem gegebenen Grunde sein, um mit Schopenhauer zu reden. Unter diese Definition dürften sich alle für uns verständlichen Formen von Notwendigkeit bringen lassen. Im Übrigen hat dieser Begriff für uns wenigstens keinen bestimmten Sinn. Denn ob dasjenige, was den Grund der Welt bildet, mögen wir uns dasselbe vorstellen als was wir wollen, oder mag dies auch die Welt selbst sein, notwendig existiert oder etwa auch nicht existieren könnte, das zu entscheiden haben wir keine Mittel, und wenn wir uns fragen, warum ist denn überhaupt etwas und nicht vielmehr das Nichts, so stehen wir schwindelnd vor dem tiefsten Abgrunde des menschlichen Denkens, über den es für uns keine Brücke giebt; an diesem Punkte angelangt, können wir nichts anderes thun, als daß wir uns von dem unserem Intellect unerreichbaren Object auf das Subject und unser eigenes Innere zurückwenden, um wenigstens über die Berechtigung und den Sinn jener Frage nachzudenken, auf die es für menschliches Erkennen keine objectiv befriedigende Antwort giebt. — Das notwendige Wesen also, diese Erfindung der Scholastik möchte ich ganz und gar beseitigt wissen; genug, wenn wir die Möglichkeit der Existenz eines wie immer beschaffenen Unbedingten nachweisen können, in welchem die Welt ihre Angeln und unser Denken seinen Halt hat. —

Ich bin mit meiner Kritik an das Ende des Abschnittes gelangt, den ich prüfen wollte und habe nun nur noch einen Einwand gegen die Antinomien im allgemeinen zu formulieren.

Von logischen Gesichtspunkten aus und auf Grund der oben gegebenen Darlegungen über das Verhältnis der Auflösung der Antinomien zu diesen selbst[1]) sehe ich mich nämlich gezwungen die Unmöglichkeit der ganzen Lehre zu behaupten, d. h. nicht nur die Unmöglichkeit der gleichzeitigen Richtigkeit von Thesis und Antithesis in materieller Beziehung, sondern auch die Unmöglichkeit der formellen Richtigkeit der Beweise. Zur Erläuterung diene folgendes: Kant behauptet, daß man vom dogmatischen Standpunkte aus, welcher die Welt in Raum und Zeit als ein an sich gegebenes Ganze betrachtet, sowohl Thesis als Antithesis formell richtig beweisen könne. Nun ist aber das Resultat dieser Beweise laut dem Satze vom Widerspruche nicht möglich, vielmehr heben sich Thesis und Antithesis auf; also, schließt Kant, da die Beweise richtig sind, so liegt in der dogmatischen Voraussetzung ein Fehler, und der Widerspruch hebt sich nur dann, wenn man sich auf den kritischen Standpunkt stellt. Dem gegenüber ist zu sagen: Wenn das Resultat der Beweise materiell unmöglich richtig sein kann, so ist doch der nächstliegende Gedanke der, daß dann auch die Beweise nicht richtig sind; zwar ist es sehr wohl möglich, durch einen formell richtigen Beweis zu einem falschen Resultat zu gelangen, wenn nämlich die Prämissen einen Fehler enthielten; aber daraus folgt nicht, daß man von einer und derselben fehlerhaften Prämisse ausgehend durch ein formell gültiges Schlußverfahren Sätze beweisen könne, die sich widersprechen und eben dadurch einander aufheben, so daß dasjenige, was so eben bewiesen, zugleicherzeit auch nicht bewiesen ist. Um die Sache denkbar zu machen, bedient sich Kant in den Prolegomenen des Beispiels von dem viereckigen Zirkel, von dem man weder aussagen könne, daß er rund, noch daß er nicht rund sei. Dies ist zwar sehr selbstverständlich, jedoch ein Beispiel, welches seinen Zweck nicht erfüllt. Denn gerade darauf wäre es angekommen, zu zeigen, daß man von einem viereckigen Zirkel eben so gut beweisen könne, daß er rund, als daß er nicht rund, und daß

---

[1]) S. 41. ff.

eben deßhalb beides falsch sei; statt dessen ist von vornherein die Unmöglichkeit solcher Beweise klar, da der viereckige Zirkel ein Nonsens ist. Ferner, wäre wirklich die Ähnlichkeit mit unserem Falle vorhanden, d. h. entspräche der Begriff des in Raum und Zeit als Totalität gegebenen Weltganzen dem Begriffe des viereckigen Zirkels, so müßte es erstens ein Widerspruch sein, zu glauben, daß die Welt in Raum und Zeit absolute Realität besitze; und zweitens müßten die Beweise der Antinomien aus dieser falschen Vorstellung, und insofern sie falsch ist, abgeleitet sein. Nun ist aber weder das eine noch das andere der Fall. Es mag zwar falsch sein, daß die Welt an sich in Raum und Zeit liegt, aber in dieser falschen Vorstellung ist kein Widerspruch enthalten, wie im Begriffe des viereckigen Zirkels; wenn jedoch auch dieser Widerspruch vorhanden wäre, so würde doch er nach Kants Argumentation nicht den Grund bilden, weshalb ich von der Welt in Raum und Zeit widersprechende Prädicate beweisen könnte. Denn der Grundgedanke der Antinomien mag zwar daraus entsprungen sein, daß die Vorstellung der absoluten Realität von Raum und Zeit einen Widerspruch enthält gegen das Vernunftbedürfnis, etwas Unbedingtes zu allem Bedingten zu denken; aber die Beweise für die Antinomien beruhen nicht, um es noch einmal zu sagen, auf jener Vorstellung, sondern allein auf der Natur von Raum, Zeit und Causalität. Wollte man aber alle diese Einwendungen nicht gelten lassen und behaupten, daß eben unser Fall ein alleinstehendes „merkwürdiges Phänomen der menschlichen Vernunft" bilde, welches die Falschheit des dogmatischen Standpunktes aufdecke, so brauchen wir uns nur des oben über die Auflösung der Antinomien im allgemeinen Gesagten zu erinnern, um zu wissen, daß auch diese letzte Ausflucht keinen Schutz gewährt. Dort ist nämlich gezeigt, daß der transscendentale Idealismus durchaus nicht im stande ist, die Antinomien als solche zu beseitigen; vielmehr würden diese, die Richtigkeit der Beweise vorausgesetzt, auch für den kritisch-idealistischen Standpunkt stehen bleiben und nur von der Welt der Dinge an sich auf die Erscheinungswelt

oder unsern Regressus in derselben übertragen sein. Ist dies nun eine Consequenz, der sich niemand zu entziehen im stande sein dürfte, dann kann man die Denkbarkeit der Antinomien, d. h. die formelle Richtigkeit der Beweise, nicht mehr durch die Behauptung verteidigen, daß diese von einer falschen Prämisse ausgehen. Vielmehr hat sich die falsche Prämisse von der Totalität des in Raum und Zeit an sich gegebenen Weltganzen, welche nach Kant einen Widerspruch enthalten soll, wie der Begriff eines viereckigen Zirkels, in die nunmehr richtige Voraussetzung von der nur empirischen Realität jener räumlich-zeitlichen Welt verwandelt. Die Beweise aber sind einfach stehen geblieben; denn da diese sich auf die Welt beziehen, insofern dieselbe in den Formen von Raum, Zeit und Causalität gegeben ist, so gelten sie, wie oben gezeigt, auch dann noch gerade so gut, wenn wir mit Kant zu der Überzeugung von der Idealität jener Formen gelangt sind. Dann übertragen sich die Antinomien einfach auf unseren Regressus, der jetzt sowohl endlich als unendlich sein müßte. Das aber ist logisch unmöglich, also sind die Antinomien (in dem in der Einleitung angegebenen Sinne) auch von diesem Gesichtspunkte aus zu verwerfen.

Das Resultat unserer Untersuchung ist also die Ablehnung der Antinomienlehre, sowohl aus Gründen a priori, als aus solchen a posteriori; die ersteren liegen in der Logik und machen die Aufstellung der Antinomien unmöglich; die Gründe a posteriori decken die Haltlosigkeit des Kantischen Beweisganges auf: und zwar geschieht dies dadurch, daß gezeigt wird:

1) Die Beweise für die Antinomien selbst sind bis auf zwei oder höchstens drei falsch; als bewiesen erkennen wir an die dritte und vierte Antithesis: die letztere aber nur insofern, als sie verbietet, in der Reihe der Erscheinungen ein unbedingtes Glied anzunehmen; das Ganze aller Erscheinungen, die Welt selbst, kann aber sehr wohl unbedingt sein. Nicht gerade falsch, aber doch ungenügend ist der Beweis für die zweite Antithesis, weil er sich auf blos mathematische Gründe stützt.

2) Wenn die Antinomien richtig bewiesen wären, so würde die Auflösung derselben falsch sein; ist aber die Auflösung wenigstens im Ganzen richtig, so sind die Beweise für die Antinomien falsch. Die Auflösung erkenne ich in ihrer Tendenz als richtig an; aber sie ist dies nur deshalb, weil sie von den Antinomien unabhängig und nur die Ausführung des transscendentalen Idealismus unter einem bestimmten Gesichtspunkte ist. Also sind auch von dieser Seite die Antinomien falsch.

Bei diesem Resultate unserer Kritik, wie es soeben ausgesprochen worden ist, können wir unsere Darlegungen nicht beschließen, ohne kurz die Frage zu erledigen, ob durch das über die Antinomien gefällte verwerfende Urteil dem Kantischen transscendentalen Idealismus eine derjenigen Stützen entzogen wird, ohne welche er, wie manche gemeint haben, nicht aufrecht zu halten wäre. Daß die Antinomien eine indirekte Begründung der transscendentalen Ästhetik bilden sollen, sagt Kant selbst; daß aber durch dieselben die Idealität von Raum und Zeit erst bewiesen würde, und daß Kant selbst erst dadurch zu jener Lehre gekommen wäre, sind zwei Meinungen, die sich beide nicht rechtfertigen lassen. Kant ist offenbar ohne die Antinomien, blos auf Grund der transscendentalen Ästhetik zu der Überzeugung von der nur empirischen Realität der in unserer Vorstellung gegebenen Welt gelangt; dies geht aus der gesammten Kritik der reinen Vernunft und namentlich auch aus der Dissertation: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, in welcher von den Antinomien noch keine Rede ist und doch der transscendentale Idealismus schon aufgestellt wird, auf das deutlichste hervor. Wenn Lotze (Metaphysik S. 201 und 202) das Gegenteil behauptet, so muß ich mir erlauben ihm hierin zu widersprechen. Vielmehr die rätselhafte Natur von Raum und Zeit, die Unverständlichkeit derselben als an sich existierender Dinge, die Erkenntnis ihrer Apriorität und die Überzeugung, daß, eben weil sie uns a priori gegeben und uns nur als die Formen bekannt sind, unter denen wir die Dinge vorstellen, wir gar keinen Grund haben sie für die Formen zu halten, in denen diese auch an

sich existieren, — diese Erwägungen zusammengenommen und nach allen Seiten hin durchgedacht sind es gewesen, welche Kant zur Umkehrung der gewöhnlichen Anschauung bestimmten. Und in diesem Schlußverfahren ist ihm den realistischen Argumentationen gegenüber vollkommen Recht zu geben, und seine Ansicht auch gegen Fries zu verteidigen, welcher erst in der Antinomienlehre den eigentlichen Grund für den transscendentalen Idealismus findet. Vielmehr, wenn es überhaupt Gründe für denselben giebt, dann liegen sie in der transscendentalen Ästhetik. In einer Beziehung jedoch kann auch die Antinomienlehre für die idealistische Weltanschauung geltend gemacht werden; insofern nämlich, als dieselbe zeigt, daß wir in der Reihe der Erscheinungen nie zu einem unbedingten Gliede und damit zu einem Ruhepunkte für unser theoretisches Denken, wie auch nie zu den aus moralischen Gründen notwendigen Wirkungen aus Freiheit gelangen können. Dies ist der richtige Gedanke, der den Antinomien zu Grunde liegt. Streng genommen läuft auch die Verteidigung derselben durch Fries auf nichts anderes als die Constatierung des Widerspruches zwischen dem Vernunftbedürfnisse eines Unbedingten und der Unmöglichkeit desselben innerhalb der räumlich-zeitlichen Welt hinaus. Bei diesem Widerspruche, von dem auch er ausgeht, hätte es Kant nun bewenden lassen sollen; dann hätte er mit Recht schließen können, daß Raum und Zeit nicht den Dingen an sich selbst zukommen. Daß aber Freiheit und notwendiges Wesen möglicherweise in der intelligiblen Welt zu finden sind, ist eine nur dann zu rechtfertigende Annahme, wenn man für die Sinnenwelt, wie es Kant in der Auflösung thut, durchaus den Standpunkt der Antithesis festhält; dann kommt der Widerspruch gegen das Vernunftsbedürfnis eines Unbedingten in Wahrheit zustande und der Schluß auf die blos relative Realität der Sinnenwelt wird möglich. Will man nun den Namen der Antinomien auf den eben erwähnten Widerspruch beschränken, so mag man denselben meinetwegen beibehalten; soll er aber nach Kant bedeuten, daß man von der Welt in Raum und Zeit widersprechende Prädikate

beweisen kann, so ist er zu verwerfen. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen, und, was zusammengehört, auch an einem Ort zu behandeln, würde ich für meine Person den ganzen in der Auflösung der Antinomien enthaltenen Gedankengang gleich in die Untersuchungen über Raum, Zeit und Causalität aufnehmen, dann kann derselbe frei von den unhaltbaren Antinomien allerdings als einer der Beweisgründe für die nur relative Realität der Sinnenwelt gelten.

Durch die Ausscheidung der Antinomien aus dem Ganzen der Kritik der reinen Vernunft geschieht also dem tiefen Inhalte derselben kein Abbruch; vielmehr bleibt der Grundgedanke und für das Ganze allein wertvolle Teil der kritisierten Lehre als richtig bestehen; die falsche Ausführung aber fällt hinweg. Das aber kann der Lehre Kants nur Gewinn bringen und zugleich zur Verhütung der schädlichen Folgen dienen, welche sich, wie stets an die Irrtümer großer Geister, so auch an die Antinomien angeschlossen haben. Denn wahrhaftig, wäre Kant mit denselben nicht hervorgetreten, dann hätten solche und ähnliche Lehren wie die von der Identität des Ich und Nicht-Ich, des Sein und Nichts vielleicht nie das Licht der Welt erblickt.

Was nun schließlich noch die allgemeinen, namentlich idealistischen Überzeugungen anbelangt, welche meiner Arbeit zu Grunde liegen, so muß ich es bedauern, daß ich dieselben nicht eingehender habe beweisen, sondern fast nur als Thatsache aussprechen können. Es wäre dies um so mehr zu wünschen gewesen, als eine ganze Reihe von Fragen behandelt worden sind, deren Lösung, wenn sie einigermaßen befriedigen soll, die gründlichsten Untersuchungen erfordert. Da ich diese nun zu geben durch den Charakter meiner Arbeit verhindert war, so muß ich schon zufrieden sein, wenn man finden sollte, daß die Probleme wenigstens nicht unrichtig gestellt worden sind; daß man auch meinen Anschauungen beitreten sollte, kann ich ohne nähere Beweise für dieselben nicht verlangen. Trotzdem glaube ich, daß die Verschiedenheit in sonstigen Ansichten für die Beurteilung des eigentlichen Zweckes der vorliegenden

Untersuchung, die Zurückweisung der Kantischen Antinomien, gleichgültig ist. Ob und inwiefern es mir gelungen ist, diesen Zweck zu erreichen, habe ich nicht zu entscheiden; indem ich das Urteil hierüber berufenen Richtern überlasse, schließe ich meine Arbeit mit dem Wunsche, daß dieselbe wenigstens Klärung der Ansichten über das behandelte Thema beigetragen haben möge.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

r
ı
an
an
Tau
unh
für

Gan
dem
der
Teil
Ausf
Kant
schäd
tüme
haben
hervo
die v
Nicht

ideali
zu G
nicht
aussp
gewes
sind,
die g
zu ge
o m
die P
aß n
hne
laub
e B